

1,60 DM / Band 4
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Ritter Roland

Der Kämpfer mit dem Löwenherzen



Die Wikinger kommen

Sie verwüsteten Städte und Dörfer - versetzten alle in Angst und Schrecken

Belgien F 32 / Frankreich F 4,40 / Italien L 900 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 5,- l.m. / Spanien P 70



Die Wikinger kommen

von Ekkehart Reinke

scanned by : horseman

kleser: Larentia

Version 1.0

Die Wikinger kommen!

Der Schreckensruf flog von der Küste her durch das Land. Mit sieben Schiffen waren die wilden Männer aus dem hohen Norden gelandet. Sie zogen nun sengend und mordend durch das Land. Und die Menschen flohen vor ihnen aus den Städten. Ritter verbarrikadierten sich in ihrer Burg.

Das Ziel der Wikinger mit ihrem Anführer Hakon war das Schloß Camelot, die berühmte Residenz des Königs Artus. Sie wollten Camelots Schätze und Frauen an sich bringen. Camelot war ihr Traum, ihr Gebet, ihre Gier.

Wer wollte ihnen den Weg nach Camelot verlegen?

Mit dem ersten Hahnenschrei war Ritter Egbert auf den Beinen. Lauthals jagte er die Knechte aus den Betten. Dann weckte er die Damen und bat sie mit seiner sanftesten Stimme, die gleichwohl durchs ganze Gasthaus dröhnte, sich zum Aufbruch bereitzuhalten.

Der Himmel im Osten war so zart gerötet wie die Wangen seiner Tochter Helga, die dem entscheidenden Tag ihres jungen Lebens entgegenfieberte. In weniger als 72 Stunden würde sie auf Walderburg mit dem reichen Ritter Georg vermählt werden. Während des ganzen Rittes war sie nicht müde geworden, sich die Hochzeitsnacht auszumalen - halb voll Begierde, halb voll unbestimmter Angst.

Auf jeden Fall würde es endlich mit der verfluchten Armut ein Ende haben! Ihr Vater besaß nicht mal eine eigene Burg. Immer hatten sie bei Verwandten unterkriechen müssen.

Der Tag versprach, schön zu werden. Wenn alles gutging, würden sie noch an diesem Abend die Walderburg erreichen.

Helga versuchte, sich Georgs Erscheinung ins Gedächtnis zurückzurufen. Aber sein Bild blieb blaß. Obwohl sie sich noch vor drei Wochen getroffen hatten, erinnerte sie sich nur an seine sehr langen, schmalen Füße.

In der Wirtsstube löffelte Egbert seine Buchweizengrütze. Auch er war voller Ungeduld. Sein bisheriges Leben bestand aus einer unendlichen Kette von Mißerfolgen. Dennoch hatte er zu keiner Zeit den Mut verloren. Walderburg erschien ihm wie eine große Verheißung. Er hatte es eilig, dorthin zukommen.

Nur einen flüchtigen Blick schenkte er den beiden jungen Burschen an der Schmalseite der Stube, die ihr Frühstück beendet hatten und sich leise unterhielten. Er kratzte mit Sorgfalt den Teller leer.

Im Hof warteten die Damen. Sie saßen bereits zu Pferde.

Zufrieden erhob sich Egbert. Den Wirt hatte er bereits bezahlt, nachdem er ihm mit gewohnter Meisterschaft ein gut Teil von seiner Forderung abgehandelt hatte.

Sporenklirrend schritt der grauhaarige Ritter zur Hoftür. In seinem

Rücken ertönten hastige Schritte. Plötzlich schob sich der Schwarzhäaarige, Wildbärtige der beiden jungen Leute in sein Blickfeld. Er hieß Louis und war ein Räuberhauptmann gewesen, bevor er Rolands Knappe wurde.

Louis stellte sich vor die Tür und blickte Egbert mit flammenden Augen entgegen.

»Aus dem Weg, junger Fant!« donnerte der Ritter.

Doch der bärtige Knappe rückte und rührte sich nicht von der Stelle. Statt dessen baute sich sein Kamerad Pierre, ein dicklicher, blasser Jüngling, der früher Page im Schloß Camelot gewesen, neben ihm auf. Seine Pausbacken bibberten vor Erregung.

Aus dem Weg, sag ich! Könt ihr nicht hören?«

»Nehmt Vernunft an, Ritter«, antwortete Louis beschwörend. »Der Weg nach Walderburg ist unsicher. Habt Ihr nicht gehört, daß sieben Wikingerschiffe an der Küste gelandet sind?«

»Was kümmern mich die Wikinger!«

»Sie streifen in zügellosen Horden durchs Land. Sie brennen und töten.«

Egbert lachte verächtlich. »Ich habe mit vielen edlen Rittern die Kligen gekreuzt und manche tiefe Wunde empfangen - und ich lebe immer noch. Da sollte ich mich vor einem Haufen harmloser Matrosen fürchten?«

»Diese harmlosen Matrosen, wie Ihr sie nennt, sind schlimmer Schandtaten fähig. Denkt an Euer Weib und an Eure holde Tochter, wenn Ihr schon das eigene Leben so niedrig veranschlagt!«

»Was geht Euch mein Weib, was geht Euch meine holde Tochter an? Aus dem Weg, sage ich - oder...« Seine Hand tastete nach dem Schwertgriff.

»Wartet wenigstens so lange, bis Ritter Roland eintrifft! Er versprach, uns diesen Morgen hier zu treffen. Sicherlich würde er einverstanden sein, Euch zu begleiten...«

»Ich brauche keinen milchbärtigen Turnierfratzke als Schutz«, erklärte Egbert mit großer Entschiedenheit. »Wißt Ihr überhaupt, wer ich bin? Mein Name ist Egbert! Ja, merkt's Euch, junges Volk, ich

bin kein Geringerer als Egbert! Egbert, der einst Waltari überwand!«

»Ja, wir wissen es: Ihr seid Egbert, der nie Geld und ein Zuhause hatte. Und auf Turnieren kamt ihr nie in das Finale.«

Ergrimmt packte der Ritter den schwarzbärtigen Knappen an der Brust und wollte ihn beiseite schieben. Da flogen die Schwerter der beiden jungen Männer aus den Scheiden!

»Zurück, Ritter, wenn Euch Euer Leben lieb ist!«

Tatsächlich wich Egbert einige Schritte zurück. Sein graues Haar sträubte sich über den Schläfen. »Ihr wollt allen Ernstes Egbert, dem Bezwinger Waltaris, den Ritt zur Hochzeit seiner Tochter verweigern?«

»Wenn nötig, mit der Schärfe des Stahls«, bestätigte Louis düster. »Mäßigt Euch doch, Ritter! Nur ein wenig Geduld! Jeden Augenblick muß Roland hier sein ...« Wie eine schillernde Schlange zuckte Egberts Schwert heraus. Dem überraschten Pierre wurde die Klinge aus der Hand geschlagen. Laut und kläglich schrie er vor Schmerz auf und hielt sich das Gelenk. Bekümmert schlich er dann beiseite. Und wieder fuhr Egberts Waffe hoch. Doch Louis war auf der Hut. Er parierte den Schlag des Ritters und ging sofort zum Angriff über. Plötzlich brach ein wahrer Hagelschauer von gefährlichen Hieben über Egbert herein. Aber der erfahrene Ritter überwand die erste Verblüffung und wehrte sich geschickt. Ohne einen einzigen Kratzer gelang ihm mit einigen gleitenden Schritten der Rückzug. Louis setzte ihm nach. Schon zielte seine Schwertschneide auf Egberts Brust, da warf der Ritter beide Arme in die Höhe und rief dröhnend: »Stopp! Hört auf! Ich ergebe mich!«

Erleichtert blieb Louis stehen. Doch die Klinge senkte er nicht. »Ihr seid also einverstanden, die Reise vorerst nicht anzutreten, Ritter?« vergewisserte er sich.

»Ja. Ich weiche der Gewalt.«

»Ihr werdet es nicht bereuen. Es ist ein weiser Entschluß, der Euren grauen Haaren Ehre macht. Nur noch etwas Geduld, und Roland wird Euch sicher nach Walderburg geleiten ...«

Pierre hatte sich nach seinem Schwert gebückt. Er hob es gerade

auf. Da stutzte er und schrie mit überschnapper Stimme:
»Vorsicht, Louis! Hinter dir ...«

Egbert lachte laut.

Denn es war schon zu spät. Egberts Knechte hatten durchs Fenster beobachtet, wie ihr Herr in Not geriet. Zu viert drangen sie ungestüm zur Hoftür herein. Einer schlug seine Arme um den Hals des bärtigen Knappen. Zwei andere hängten sich an seine Arme. Der vierte hielt Pierre in Schach.

Es kostete sie nur wenig Mühe, die beiden jungen Männer endgültig zu überwältigen. Binnen kurzem waren Louis und Pierre entwaffnet und mit starken Stricken gebunden.

Egbert trat dicht an sie heran. »Ihr habt nun Zeit, eure hitzköpfige Glut abzukühlen, Freunde des raschen Schwertstreichs«, sagte er in väterlichem Tone. »Meine Knechte werden euch an zwei Pfählen im Hofe festbinden. Dort mögt ihr auf euren Ritter Roland warten. Er wird euch befreien, sobald es ihm beliebt, in Deventer einzutreffen!«

Und so geschah's. Zähneknirschend sahen die Knappen dem Reitertröß Egberts nach, der sich entgegen ihren dringenden Warnungen auf den Weg machte. Auf den Weg zur Burg des sehnsüchtigen Hochzeitlers Georg.

Auf den Weg durch das von wilden Wikingern unsicher gemachte Gebiet längs der Küste.

*

Wie ein Lauffeuer pflanzte sich das Gerücht von dem Gefecht in der Wirtsstube durch die Stadt. Der geschwätzige Wirt lieferte einen farbig ausgeschmückten Bericht. Seine Hoffnung erfüllte sich. Die Erzählung lockte immer neue Gäste an. Schon am Vormittag war das sonst um diese Zeit fast leere Haus bis zum Bersten gefüllt, und die Biergroschen hüpfen hurtig in die Kasse.

Der Ritter Egbert war wohlgefallen in Deventer. Die Bürger betrachteten den Adelsmann fast als einen der ihren. Seine offenbare Armut, sein tapferes, aber meist vergebliches Bemühen um Ruhm

und Beute machten ihn ihrem Herzen lieb. Sie sahen ihr eigenes dumpfschweres Schicksal, ihre vergebliche Jagd nach dem Glück wie in einem Spiegel in der Gestalt des Ritters abgebildet.

Darum erboste sie die Kunde von dem Angriff zweier Stadtfremder auf ihren Ritter. Sie fühlten sich selber angegriffen und bedroht. Bald drängte der Pöbel, vom Bier befeuert, in den Hof. Sie stellten sich im Halbkreis vor den Gefesselten auf und beschimpften sie mit starken Ausdrücken.

Pierre wurde totenbleich. Mit jedem Schimpfwort stieg seine Angst. Er fühlte sich nackt und bloß, hilflos seinen Feinden preisgegeben.

Louis dagegen machte sich wenig aus dem Geschimpfe. Aus seinem Räuberleben war er stärkere Ausdrücke gewöhnt. Und so blieb er den Burschen, die ihn schmähten, keine Antwort schuldig. Er beschimpfte sie als Lumpenpack und Schlimmeres, schnitt ihnen entsetzliche Grimassen, spuckte sie an, verhöhnnte sie nach Strich und Faden und drohte ihnen mit körperlichem Mißgeschick, sobald er der hemmenden Fesseln frei sei.

Inzwischen trafen immer mehr Bürger im Wirtshaus ein und traten in den Hof. Das Gerücht hatte sich durch das ständige Wieder- und Weitererzählen ziemlich verändert. Jetzt hieß es, Louis und Pierre seien zwei gedungene Meuchelmörder, die den Ritter Egbert hinterrücks überfallen hätten, um so lange auf ihn einzustechen, bis er sein Leben aushauche. Nur seiner außerordentlichen Tapferkeit und Gewandtheit habe es der Ritter Egbert zu verdanken, daß er mit dem Leben davonkam. Er überwand die Mordgesellen, band sie und übergab sie der Gerechtsame der Stadt.

Das Gerücht erreichte auch den Kommandanten der Stadtgarde. Er schickte eine Wachmannschaft seiner Soldaten - drei Mann und einen Weibel -, um die vermeintlichen Attentäter abzuholen und in den Kerker zu werfen.

Doch kaum marschierten die Stadtsoldaten mit den beiden Gefangenen davon, als das Volk johlend hinterherlief.

»Das sind Mörder!« wurde geschrien. »Die gehören nicht in den

Kerker, sondern an den Galgen!«

Und immer lauter, drängender: »An den Galgen mit ihnen, bevor sie uns entfliehen!«

Dieser Ruf wiederholte sich, schwoll an und wurde übermächtig. Wie Donnerschlag dröhnte er in die Ohren der unglücklichen Knappen: »An den Galgen! An den Galgen!«

Auch den vier Stadtsoldaten wurde es angesichts der wütenden, lärmenden Menschenmenge angst und bange. Sollten sie diese Verbrecher schützen, nur um dabei schließlich selber zu Schaden zu kommen? Womöglich von den rasenden Bürgern zu Tode getrampelt werden?

Nein, da ließen sie lieber die Piken friedfertig sinken und machten, daß sie ohne Gefangene, aber mit heiler Haut davonkamen!

Atemlos und in großer Verwirrung meldete dann der Weibel dem Kommandanten: »Wir kamen zu spät, Herr Kommandant! Es sind Mörder, und sie baumeln bereits hoch am Galgen!«

Zu seiner nicht geringen Erleichterung nahm der Vorgesetzte die Meldung gelassen auf. »Was sagst du: Sie baumeln schon? Hoch am Galgen! Umso besser! Dann müssen wir uns nicht mit ihnen herumplagen. Es geschieht ihnen ganz recht. Mörder gehören nirgendwo andershin als an den Galgen! Das ist meine Meinung. Das gehört sich nun mal so. Wozu sollen sie erst wochenlang im Kerker sitzen, da ihr Schicksal doch unabänderlich ist?«

Scheinheilig strich sich der faule Kommandant über den feisten Bauch. »Im Kerker fressen sie uns nur unsere Rationen weg! Man weiß ja aus Erfahrung, wie gefräßig diese Verbrecher sind, wenn sie müßig herumsitzen und nichts zu tun haben!«

*

Roland ging umher wie im Traum. Das große Turnier zog ihn ganz in seinen Bann. Vor seinen Augen entfaltete sich ein Schauspiel, das seine Pulse höher schlagen ließ.

In luftiger Höhe flatterten die bunten Fahnen der Teilnehmer, als

wären sie dicht unter dem Himmel befestigt. Wie Silber glänzten die Rüstungen und Waffen. Und wenn Roland den Blick über die schaulustige Menge gleiten ließ, entdeckte er so manches süße Mädchengesicht, das seine Sehnsüchte weckte.

Nur auf Drängen seines Freundes Volker vom Hohentwiel hatte sich Roland als Teilnehmer einschreiben lassen. Viele Hoffnungen machte er sich nicht. Er nahm an, er werde bald von erfahreneren Helden aus dem Sattel gehoben und müsse ausscheiden. Deshalb verzichtete er auch auf den Beistand der Knappen und schickte sie mit besonderem Auftrag nach Deventer voraus.

Aber dann kam ihm die Idee, den schrägen Anlauf zu versuchen, mit dem er in Gimlet Ritter Dankwart überrascht und besiegt hatte.

Sein Brauner hatte, wie sich bald zeigte, den Trick auch noch nicht verlernt. Willig gehorchte er den Signalen, die ihm Rolands Schenkel und Knie übermittelten.

Und nun eilten die beiden von Sieg zu Sieg.

Die Lanze des alten Haudegen Lukas von Thuren rutschte wirkungslos an Rolands Schild mit dem einäugigen Würfel ab. Im Sande fand sich der Recke wieder, nachdem er sich, von Rolands Waffe voll getroffen, in der Luft dreimal rückwärts überschlagen hatte.

Die Menge jubelte.

Auch Don von Donnersmarck verschätzte sich gewaltig. Sein Speer fuhr völlig ins Leere. Dann klatschte ihm Rolands Speer auf den Brustharnisch. Don wankte. Speer und Schild ließ er fahren. Der Zügel entglitt ihm. Der Horizont verschwamm vor seinen Augen.

Don von Donnersmarck rutschte aus dem Sattel. Aber nicht mit Donnergeprall kracht er zu Boden, sondern langsam, beinahe sanft. Dort blieb er eine Weile liegen und verstand die Welt nicht mehr. Er hatte sich große Hoffnungen auf den Turniersieg gemacht.

Zu dieser Zeit war Rolands Freund Volker vom Hohentwiel bereits ausgeschieden. Percy Heißblut, der Neffe des Tafelrundenritters Wilhelmus, hatte ihn aus dem Sattel gestochen.

Seitdem hinkte Volker ein wenig. Er hatte sich beim Sturz die

Hüfte aufgeschlagen. Doch haderte er nicht mit dem Schicksal. Denn nun konnte er sich, ungestört von Turnierpflichten, mit ganzer Seele dem Minnedienst widmen.

Volker hatte ein Auge auf die gewählte Turnierkönigin, die schöne Rosa von Felseck, geworfen. Es gelang ihm, sich seinen Platz auf der Tribüne neben ihr zu sichern. Stunde um Stunde unterhielt er sie mit federleichtem und doch vielsagendem Geplauder. Der süßen Worte kannte er viele. Nie wieder wich er ihr von der Seite. Und das war wichtig. Denn Rosa wurde von mehreren Rittern heiß umworben.

In der nächsten Runde warf Roland mit leichter Mühe Jan Jansen, dessen Lanze beim ersten Anritt zersprang.

Härter wurde der Kampf gegen den bulligen Jörg von Altenhufen, der wie festgeschmiedet im Sattel saß. Sechsmal stürmten die beiden Gegner aufeinander los. Sechsmal wackelte Roland bedenklich. Sechsmal zuckte ein selbstbewußtes Lächeln um Jörgs Lippen.

Doch beim siebten Male schien der Braune auf den letzten Klaffern zu fliegen, und Rolands Lanze bekam erhöhten Druck. Zwar blieb Jörg auch jetzt im Sattel. Aber sein Pferd brach in den Beinen ein und kippte dann seitlich um wie ein morscher Turm. Und Jörg kippte mit ihm.

So gelangte Roland gänzlich unerwartet ins Finale. Seine eigene Überraschung war groß. Die Zuschauer jubelten ihm zu.

Eine große Ehre! Unvorbereitet sollte sie ihn nicht treffen. Seiner Gewohnheit getreu, hatte er während des Turniers bei allen Kämpfen die Augen offen gehalten, vieles gelernt und manches bemerkt, was anderen Beobachtern entgangen war.

Auf der Tribüne schwärmte Rosa von Percy Heißblut, der Rolands Gegner im Endkampf war. »Ist er nicht göttlich schön?« sagte sie zu Volker. »Ich wette, alle hier versammelten Mädchen möchten nur allzugern seinen weichen blonden Bart kraulen.«

»Soll mir recht sein«, erwiderte Volker, »Das Vergnügen gönn' ich ihm gern, sofern Ihr mir verspricht, mit Euren zarten Händen meine dunklen Locken zu durchwühlen.«

Sie schlug ihm tadelnd den Fächer auf die Hand. Aber ihr Blick

verriet ihm, daß sie Feuer gefangen hatte. Vorsichtig tastete er nach seiner Hüfte. Die Schmerzen hatten nachgelassen. Dann berührte er wie unabsichtlich Rosas Hüfte. Sie zuckte zusammen. Volkers Augen leuchteten auf.

Er näherte keck seinen Mund ihrem Ohr und flüsterte: »Ihr seid reizend, Rosa. Wißt Ihr, daß ich ein neues Minnelied gedichtet habe? Es ist Euch gewidmet. Darf ich es Euch heute abend vortragen - Euch ganz allein?«

Sie nickte kaum merklich, und sein Herz wurde leicht wie ein Vogel.

Einige Klafter unter ihnen stand Roland an der Begrenzung des Turnierfeldes. Er stand ganz ruhig, und er fühlte auch keinerlei Aufregung. Dreimal hatte er Percys Kämpfe beobachtet. Und dreimal war ihm eine Kleinigkeit aufgefallen, die der Ritter mit dem weichen blonden Bart falsch machte.

*

Frau Ilsetraut merkte es als erste. Sie erschrak bis ins Mark.

Egberts kleine Kolonne ritt gerade durch einen sandigen Hohlweg, der auf beiden Seiten von Wacholderbüschen gesäumt wurde.

Über einem der Sträucher sah Ilsetraut, die von Natur aus neugierig war und ihre Blicke stets schweifen ließ, für wenige Atemzüge das gebogene Gehörn eines Büffels auftauchen. Darunter erkannte sie ein helles struppiges Männergesicht. Sie begriff sofort.

Ein Wikinger!

Mit großer Selbstbeherrschung unterdrückte Ilsetraut den Schrei, der ihr in der Kehle aufstieg. Sie hob die Gerte und trieb ihren Apfelschimmel zu schnellerer Gangart an. Die beiden vor ihr reitenden Knechte wichen zur Seite und machten ihr Platz.

Ritter Egbert, der die Kolonne anführte, blickte überrascht seine Ehefrau an, die plötzlich neben ihm auftauchte. »Ilsetraut! Was gibt es? Möchtest du, daß wir eine Rast einlegen? Ich ziehe es allerdings vor, ohne Pause weiterzureiten. Umso eher sind wir auf

Walderburg!«

»Wir werden vielleicht nie in Walderburg ankommen«, versetzte Ilsetraut. Ihr Gesicht war zu einer undurchdringlichen Maske geronnen. Niemand sah ihr an, was sie empfand. Doch hielt sie unter zusammengezogenen Augenbrauen scharf nach rechts und nach links Ausschau, Dabei brauchte sie nicht einmal den Kopf zu bewegen. Von weitem sah es aus, als blicke sie starr geradeaus. »Es scheint, daß wir den Wikingern genau in die Arme reiten ...«

»Was faselst du da?« brummte Egbert unwillig.

»Ich sah bereits einen. Blond, struppig und mit einem Büffelhelm auf dem Kopf!«

»Blendwerk! Du mußt dich geirrt haben. Gaukelspiel der Sinne! Deine Fantasie hat dir einen Streich gespielt.«

»Schweig, Mann! Es ist, wie ich dir sage. Nun zeig, ob etwas in dir steckt - oder ob du der ewige Verlierer bleiben willst, der du immer warst. Die Wikinger lauern seitwärts in den Büschen. Eben sah ich wiederum ein Büffelgehörn!«

»Kein Irrtum möglich?« fragte Egbert, der unsicher geworden war.

»Nicht der mindeste. Denk dir rasch etwas aus, Mann! Sonst werden wir nie Helgas Hochzeit feiern - sondern in diesem elenden Hohlweg unser Leben beschließen!«

Bitter lachte Egbert auf. »Mich machen die Wikinger nicht bange! Ich habe schon mit den edelsten Helden die Schwerter gekreuzt...«

»Ja, ja, die alte Litanei. Das kann ich schon singen. Hör mit deinen Großsprechereien auf, Mann! Tu etwas!«

Egbert wurde es unbehaglich zumute. Die Stichelei Ilsetrauts setzten ihm mehr zu als der Gedanke an die Wikinger. Er fürchtete sie wirklich nicht.

»Nun, hast du schon einen Entschluß gefaßt, Mann?« drängte Ilsetraut.

»Selbstverständlich!« Er stellte sich in den Steigbügel auf, fuchtelte mit der Lanze, warf einen Blick über die Schulter auf seine kleine Schar und brüllte plötzlich: »Achtung, Männer! Achtung, Helga! Galopp! Galopp!«

Gleich darauf streckten sich die Pferde, von ihren Reitern mit Macht angetrieben. Staub wirbelte hoch auf. Die Kolonne verdoppelte ihre Geschwindigkeit.

Doch keine 100 Klafter vor ihnen sprangen wilde Gestalten aus den Hecken mitten in den Hohlweg und versperrten mit drohend empor gereckten Doppeläxten den Weiterritt.

Als habe er sie gar nicht bemerkt, sprengte Egbert, gefolgt von den Seinen, unaufhaltsam weiter. Doch zehn Klafter vor der Sperre der Nordmänner zügelte er sein Roß, und die Kolonne stand. »Gebt den Weg frei!« rief Egbert. Zum zweitenmal geschah ihm dies heute, und dieser Gedanke versetzte ihn in dumpfe Wut.

Ein Mann trat vor. Er war breiter in den Schultern als die anderen und überragte sie um einen Kopf. Sein Haar war flammend rot. »Ich bin Hakon Scharfaxt«, sagte er mit einem harten Akzent. »Wer bist du?«

»Ritter Egbert, der Waltari überwand.«

»Sehr gut, Ritter Egbert. Ich gebe dir mein Wort, daß du niemand mehr überwinden wirst. Mir gefallen die beiden Frauen, die in deinem Gefolge sind. Mir gefällt auch deine Lanze und dein Schwert. Dein Pferd gefällt mir weniger. Wir Wikinger ziehen das Schiff jedem anderen Transportmittel vor. Und deine Knechte gefallen mir auch nicht. Sie sehen ärmlich und schwach aus.«

»Halt den Mund, Hakon Scharfaxt«, unterbrach ihn Egbert heftig. »Ich will nicht wissen, was dir gefällt oder nicht. Ich befinde mich auf dem Weg zur Walderburg. Dort erwartet mich der berühmte Ritter Georg ...«

»Da wird er noch lange warten!« Hakons Lachen war voll Hohn.

»Gebt den Weg frei!« wiederholte Egbert, lauter als vorher, und fügte hinzu: »Ihr Lümmel!«

Doch die Wikinger wichen nicht. Sie tuschelten untereinander in einer fremden Sprache. Dann nahm Hakon erneut das Wort. »Hör zu, alter Mann, ich mache dir einen Vorschlag. Du gibst uns deine Waffen und deine Frauen, damit wir an ihnen unser Vergnügen haben. Dafür lassen wir dich und deine armseligen Knechte

weiterreiten, wohin ihr wollt.«

Egbert richtete sich auf. »Der Vorschlag ist abgelehnt!«

Ilsetraut hörte es mit versteinertem Gesicht. Helga weinte. Die Knechte waren verängstigt.

»Dann müssen wir euch alle töten«, drohte Hakon.

»Das werdet ihr nicht!« widersprach der grauhaarige Ritter mit einer Würde, die auch die Wikinger zu beeindrucken schien. »Ihr seid Fremdlinge, und ihr kamt ungebeten in unser Land. Also habt ihr euch den Bräuchen dieses Landes anzupassen. Erwählt einen der euren als meinen Gegner! Im ritterlichen Zweikampf werden wir ermitteln, wer der Stärkere ist.«

»Und dann?« fragte Hakon verächtlich.

»Dem Sieger fällt die Habe des anderen als Beute zu«, erklärte Egbert. »So gewann ich einst die Waffen Waltaris, die ich noch heute führe.«

Wieder tuschelten die Wikinger in ihrer Sprache, die zwar vertraut klang, aber doch nur unvollkommen zu verstehen war. Schließlich verkündete Hakon: »Wir nehmen deinen Vorschlag an, alter Mann. »Er wies auf einen strohblonden Jüngling mit zerhackter Nase. »Das ist Norbert. Ihn haben wir bestimmt, dich im ritterlichen Zweikampf, wie du es nennst, zu töten.«

Norbert trat vor. Seine blauen Augen blitzten vor Kampfbegier. Er hob die Doppelaxt. »Komm her, du elender Greis«, schrie er mit fester Stimme. »Du hast lange genug gelebt. Ich will deine Frauen!«

Helga schauderte es. Sie wandte den Kopf. Aber Frau Ilsetraut sah unverwandt auf die blonden Männer mit den Büffelhörnern, und kein Muskel zuckte in ihrem Gesicht. In ihren Augen stand ein fernes Leuchten, das nicht zu deuten war.

Egbert winkte den Seinen. Sie wichen fünfzig Klafter zurück. Die Wikinger erstiegen die Seitenwände des Hohlwegs und ließen sich vor den Sträuchern nieder. Nur Egbert und Norbert blieben auf dem Weg. Lauernd musterten sie einander.

»Fang endlich an!« brüllte Hakon. Und voll Ungeduld wiederholten seine Krieger die Aufforderung.

Es war ein seltsames Duell, das nun begann, als Egbert seinem Pferd die Sporen gab. Ihm war selber etwas beklommen zumute, weil es so gar nicht den ritterlichen Gesetzen entsprach. Noch nie hatte er einen Mann zu Fuß vom Pferde aus angegriffen. Aber bei den Wikingern war eben alles anders. Sie mochten Pferde nicht. Es würde noch eine Weile dauern, bis sie sich an sie gewöhnt hatten.

Mit diesen Gedanken beruhigte Egbert seine Bedenken und ritt im Galopp mit eingelegter Lanze auf Norbert zu, der ihn ruhig erwartete.

Was sich nun ereignete, erschien Egbert, dem grauhaarigen Ritter ohne Glück, ganz unbegreiflich. Fünf Klafter von Norbert entfernt, hielt er den Sieg in der Hand. Für den jungen Nordmann mit der eingedrückten Nase konnte es kein Entkommen geben. Noch zwei Galoppsprünge des Pferdes, und Egberts Lanze würde in die nur von einer Pelzweste geschützte Brust des jungen Mannes dringen.

Doch es kam anders.

Als die Lanzenspitze nur noch eine Armeslänge von ihm entfernt war, ließ sich Norbert zu Boden fallen. Noch ehe er die Erde berührte, schlug er mit der Doppelaxt zu und traf das linke Vorderbein von Egberts Pferd.

Der Ritter spürte einen furchtbaren Ruck. Während er verzweifelt die Lanze umklammerte, wurde er kopfüber nach vorn aus dem Sattel geschleudert, denn sein Pferd brach unter ihm zusammen.

Nur noch einen Gedanken vermochte Egbert zu fassen. Wie unfair dieser Wikinger kämpft! dachte er. Dann vergingen ihm die Sinne.

Dennoch wagte sich Norbert nur zögernd an den Gestürzten heran. Der lag regungslos, und gerade das erregte seinen Argwohn. Norbert witterte eine List. So verging wertvolle Zeit.

Als Norbert endlich den Ritter erreichte, war dessen Bewußtlosigkeit bereits vorüber. Egbert schlug die Augen auf, schaute in einen blaßblauen Himmel, in blaßblaue Augen unter hellblonder Mähne und begriff sofort, in welcher Lage er sich befand. Der erfahrene Ritter raffte sich auf. Noch einmal gehorchten die altgewordenen Muskeln wie in längstvergangenen Tagen.

Mit überraschender Schnelligkeit war der Ritter auf den Beinen und ließ dem Gegner keine Zeit, sich von seiner Überraschung zu erholen. Das Schwert, das einmal Waltari gehört hatte, wirbelte gegen Norbert, und mit einem Schrei des Entsetzens sprang der junge Nordmann zurück.

Egbert folgte ihm. Jeden Augenblick konnte der tödliche Streich fallen. Der Ritter probte einige Finten. Norbert sprang zur Seite, schritt rückwärts, stolperte, blieb an einer schmalen Graskante hängen und fiel.

Das Leuchten in den Augen von Frau Ilsetraut vertiefte sich.

Egbert dachte daran, wie er Waltari damals den Gnadenstoß versetzt hatte. Er vermied durch eine leichte Hüftbewegung Norberts verzweifelten Schlag mit der Doppelaxt, setzte den linken Fuß vor, zog das Schwert an sich und stieß es nach vorn.

Norbert schrie laut auf. Vor Todesangst ...

Doch die Vergangenheit wiederholte sich nicht. Der gutgezielte Stoß Egberts wurde nie vollendet.

Kaum sahen sie ihren Kameraden in Lebensgefahr, da sprangen die Wikinger auf, rannten die Abhänge von den Hecken hinunter und schlugen mit ihren Doppeläxten so lange auf Egbert ein, bis kein Funke Leben mehr in ihm war.

Das Leuchten in Frau Ilsetrauts Augen erlosch in einer grenzenlosen Kälte. Eine kräftige Hand ergriff den Zügel ihres Pferdes. Eine zweite packte sie am Oberschenkel. Mit einem Griff, der unentrinnbar war.

Sie schaute hinunter und sah in das helle, von Sommersprossen gesprenkelte Gesicht ihres neuen Gebieters Hakon Scharfaxt. Helga schrie!

*

Der Turnierleiter trieb zur Eile. Im Westen stand eine finstere Wolke. Gefräßig schluckte sie das Himmelsblau. In einer halben Stunde würde das Unwetter hereinbrechen. Bis dahin mußte das Finale

ausgekämpft sein.

Volker hatte für sich und Rosa hinter der Tribüne eine Kutsche bereitstehen. In Liebesdingen ging er stets umsichtig vor.

Die Herolde hoben die Trompeten. Hoch oben knatterten die Fähnlein heftiger im auffrischenden Wind. Helle Trompetenklänge schmetterten über das Feld.

Als sie nach einer aufreizenden Kadenz verstummten, ertönte die metallische Stimme des Oberherolds: »Ich rufe auf - den Pennanten Roland, den Ritter mit dem Löwenherzen!«

Langsam ritt der Braune ein. Roland ließ ihn absichtlich im Schritt gehen. Doch das Fell des Pferdes schimmerte feucht. Der Ritter hatte ihn schon einige Zeit tüchtig getummelt. Er sollte nicht kalt in den Kampf galoppieren, sondern heiß und springlebendig.

Das Paar näherte sich bedächtig dem einen Ende des Feldes, machte kehrt und verhielt. Roland grüßte nach drei Seiten. Die Menge klatschte in die Hände.

»Der arme Kerl«, seufzte Rosa auf der Tribüne.

»Warum bedauert Ihr ihn?« fragte Volker.

»Weil er schmachlich untergehen wird.«

Ehe Volker erwidern konnte, rief der Oberherold: »Ich rufe auf - den Pennanten Percy Heißblut von der Aue!«

Ein Raunen des Erstaunens ging durch die Zuschauermassen. Alle bisherigen Kämpfe hatte Percy auf einem lebhaften, erfahrenen Fuchs bestritten. Jetzt saß er auf einem anderen Pferd, dessen Schönheit allen ins Auge stach.

Sein Name war Samum. Percy hatte den herrlichen Araber aus dem Morgenland mitgebracht. Der hochbeinige Rahmen, die schlanken Gelenke und der feingeformte, nervige Kopf verrieten das edle hochgezüchtete Vollblut.

Samum wirkte atemberaubend. Sein Name war arabisch. Er bedeutete: Wüstensturm.

Der Hengst war schwarz wie die Nacht. Doch ein heller Streifen längs des Widerrists und Blässen über den Hufen zeigten, daß er kein echter Rappe, sondern ein Rappschimmel war. Er war jung. Drei

Jahre mochte er zählen. Mit fortschreitenden Lebensjahren würde die schwarze Farbe des Fells immer mehr einem strahlenden Weiß weichen.

Samum tänzelte. Es sah aus, als könne der Hengst den Kampf kaum abwarten. Die Ohren waren gespitzt. Der Reiter hatte Mühe, das leidenschaftliche Tier ruhig zuhalten. Es wollte mit ihm davonjagen - wie der Samum, dessen Namen es führte.

Wie ein Wüstensturm, der alles überrennt.

Als Percy Heißblut sich dem entgegengesetzten Ende des Feldes näherte, wo er Aufstellung nehmen würde, wieherte Samum lange und laut. Das Publikum war ebenso belustigt wie gerührt.

»Hört Ihr sein feuriges Wiehern?« fragte Rosa ihren Verehrer. »Er sprüht vor Kampfeslust - wie sein stolzer Reiter. Euer Freund Roland tut mir leid. Er wird unterliegen, so wahr ich die Festkönigin bin.«

Volker verbiß sich ein Lächeln. »So gern ich Euch in allen Dingen recht gebe, verehrungswürdige Königin Rosa, hier widerspreche ich. Ich sehe Roland siegen! Falls ich mich irre, werde ich mir erlauben, Euch einen goldenen Armreif zu schenken.«

»Oh, wie schön!« jauchzte Rosa. »Der Armreif gehört mir praktisch schon.« Noch einmal wieherte Samum weithin schallend, und Rosa warf ihrem Verehrer einen siegessicheren Blick zu.

Doch Volker meinte es besser zu wissen. Wie wenig die schöne Rosa von Pferden verstand! Natürlich wieherte Samum nicht vor unbändiger Kampfeslust, sondern weil er jung und unerfahren war und sich einsam fühlte. Der Hengst war herrlich und würde eines Tages eine Kostbarkeit darstellen. Aber er hatte noch nie an einem Turnier teilgenommen. Er wußte nicht, was man von ihm erwartete. Alles war ihm fremd. Alles ängstigte ihn. Das weite leere Feld. Die Tribünen voller Menschen. Die knatternden Fahnen. Die Trompeten. Der Lärm der tausend Stimmen.

Nur darum wieherte er. Er rief nach einem vertrauten Gefährten. Doch sein Ruf blieb ohne Echo.

»Ihr nehmt also die Wette an«, stellte Volker fest. »Was setzt Ihr gegen meinen Armreif?«

Ihr Lächeln war hinreißend. »Sollte der Himmel einstürzen und der göttlichen schöne Percy Eurem Freunde wider Erwarten unterliegen«, sagte sie, »dann, mein Ritter, werde ich Euch erfüllen, worum Ihr mich seit Tagen mit Blicken, Seufzern und Worten bittet.« Und sie senkte für eine kurze Weile die Lider, bevor sie ihn strahlend ansah.

»Die Wette gilt!« rief Volker in freudigem Erschrecken. »Ich nehme Euch beim Wort!«

Und dabei dachte er: Kämpfe, Roland, wie du noch nie gekämpft hast! Du kämpfst nicht nur für deinen Ruhm. Du kämpfst nicht nur für reiche Beute. Du erkämpfst deinem Freund Volker den Zugang zur Kemenate des schönsten Frauenzimmers von Marienburg!

Auch Roland deutete Samums Auftritt und sein Wiehern richtig. Vermutlich hatte eitler Besitzerstolz auf das wunderschöne Tier Percy bewogen, seinen erfahrenen Fuchs nicht mehr zu satteln. Dein zweiter Fehler, mein heißblütiger Rivale, dachte Roland.

Die Stimme des Herolds im Ohr, erinnerte sich Roland jenes ersten Turniers, das er noch als Knappe in Xanten erlebt.

Da trat sein Lehrmeister und Vorbild Sigurd gegen den Favoriten Sir Galahad an.

Wie hatte er damals gefiebert! Jetzt, wo er in der Arena stand, war er die Ruhe selbst. Allerdings ging es, ungleich dem früheren Kampf, diesmal nicht um Leben und Tod.

Roland und Percy hatten sich auf das »harmlose« Gestech geeinigt. Ihre stählernen Lanzenspitzen waren dick mit Holz verkleidet, um gefährliche Verletzungen auszuschließen.

Unaufhaltsam rückte von Westen her die schwarze Wolke näher. Böiger Wind erhob sich - Vorbote des kommenden Gewitters.

Der Trompetenstoß, der den Kampfbeginn ankündigte!

Roland hatte sich für den geraden Anlauf entschieden. Falls Percy seine früheren Kämpfe beobachtet hatte, würde er überrascht sein.

100 Klafter entfernt, bäumte Samum sich hoch auf. Plötzlich sauste er los. Er schien doppelt so schnell zu sein wie Rolands Brauner. Doch als sie nah beieinander waren, stoppte Samum und stieg wieder

mit den Vorderbeinen kerzengerade in die Luft. Beide Ritter stießen mit den Lanzen ins Leere.

Roland ließ den Braunen eine Weile traben. Dann wendete er. Percy hatte Schwierigkeiten mit Samum. Der Araberhengst bockte. Wild riß Percy an den Zügeln. Als Samum ruhiger wurde, beugte sein Reiter sich tief über seinen Hals, als flüstere er ihm etwas ins Ohr. Und schon flog Samum auf den Gegner zu wie ein langgestreckter schwarzer Pfeil.

Beide Ritter trafen mit ihren Lanzen im gleichen Augenblick. Doch Percys Waffe berührte nur Rolands Schild. Sie knallte gegen das eine Würfelauge. Roland ließ den Schild los, und die gegnerische Lanze glitt wirkungslos an ihm vorbei.

Percy aber hatte den gleichen Fehler begangen, den Roland viermal bei ihm erkannt hatte. Kurz vor dem Zusammenprall ließ er den eigenen Schild, den eine orangerote Flamme zierte, um zwei Handbreiten sinken. Über den oberen Rand hinweg fuhr Rolands Lanze und landete auf Percys Brustharnisch wie ein vernichtender Hammerschlag.

Ein unerwarteter Sprung des unberechenbaren Samum vollendete Percys Untergang. Er hielt sich nicht mehr im Sattel. Die Lanze fiel zu Boden. Percy griff nach Samums Mähne.

Doch er griff ins Leere.

Die Menge stöhnte vor Überraschung und Mitgefühl.

In hohem Bogen stürzte Percy der Erde entgegen.

Gemessen lenkte Roland den Braunen zur Ehrenrunde.

Die Menge sprang auf die Füße wie ein Mann. Sie schwenkte die Arme. Sie jubelte ohrenbetäubend.

Reiterlos jagte Samum übers Feld und setzte mit gewaltigem Sprung über die begrenzenden Planken.

Roland hielt vor der Tribüne, und der Turnierleiter übergab ihm den Pokal des Siegers.

Volker erfaßte Rosas Hand, führte sie von der Tribüne und half ihr, in die Kutsche zu steigen, die auf seinen Wink gleich abfuhr. Im Inneren wandte die Festkönigin ihm ihr glühendes Gesicht zu,

schlang beide Arme um seinen Nacken, und ihre schlanken Finger wühlten in den dunklen Locken des Sängers.

Zähneknirschend erhob sich Percy Heißblut, bittere Galle im Mund. Er war unversehrt, doch er fühlte sich wie ein Todkranker. Würde er je von dieser Niederlage genesen?

Er ballte die Fäuste und murmelte heiser: »Es kommt der Tag, an dem ich dich zu Boden strecke, Roland, auf fahnumflatterten Turnierfeld, auf bleicher Heide oder im dunklen Tann. Es kommt der Tag, da du wehrlos vor mir liegst - doch dann wird es für ewig sein!« In diesem Augenblick fraß die schwarze Wolke den letzten Rest von Himmelsblau. Schwer und unheilverkündend klatschten die ersten Regentropfen nieder.

*

Durch stockfinstere Nacht und dichten Regen schritt Roland auf Percys Zelt zu. Blitze rissen grellweiß die Schwärze auf und wiesen ihm den Weg. Naß bis auf die Haut, erreichte er den Eingang.

Der Empfang war unfreundlich. Ein Knappe bedeutete ihm frech, er habe draußen zu bleiben. Percy ließ sich nicht blicken.

»Ich kam, um den Siegespreis zu holen«, forderte Roland in ruhigem Ton. »Rüstung, Waffen und Roß des Unterlegenen.«

»Wartet!« sagte der Knappe ungnädig und entfernte sich.

Roland faßte sich in Geduld.

Aus dem Zelt drangen Stimmen. Wahrscheinlich berieten sie jetzt. Der Regen rann Roland in den Kragen, und die Zeit wurde ihm lang. Er überlegte, ob er einfach hineingehen solle.

Da erschien ein zweiter Knappe.

»Nun?« fragte Roland ungeduldig.

»In Anbetracht Eurer bekannten Geldnöte«, begann der Knappe hochmütig, »bietet Euch mein Herr eine großzügige Auslösung in Gold.« Seine Stimme klang beleidigend.

»Wieviel?«

»Volle 200 Dukaten! 100 für den Stahl, 100 für das Lebendige.«

»Ich nehme die 100 für den Stahl«, entgegnete Roland, »und ich verlange das Roß!«

»Mein Herr wird ungehalten sein«, sagte der Knappe zögernd.

»Das stört mich nicht. Geh und melde ihm meinen Entschluß! Und sag, daß ich in Eile bin.«

Diesmal kehrte der Knappe nach wenigen Augenblicken zurück.
»Mein Herr bittet Euch einzutreten.«

Doch nun war Rolands Geduld am Ende. »Zum Teufel!« fluchte er. »Ich wünsche nicht, das Innere dieses ungastlichen Zeltens zu sehen, sondern mein Geld und mein Roß!«

In diesem Moment erschien Percy im Eingang. Er trug einen Hausanzug aus blauer Seide mit aufgestickten silbernen Halbmonden nach arabischer Sitte. Er war blaß. »Ich beschwöre Euch, Roland, laßt mir das Pferd!« Seine Stimme war so weich wie sein Kinnbart. »Was bedeutet es Euch! Nichts! Mir aber ist es ans Herz gewachsen. Ich brachte es selber aus dem Morgenland mit. Eine teure Erinnerung. Ich liebe es wie einen Freund. Wenn Ihr darauf besteht, so gebe ich Euch sogar 150 Dukaten dafür!«

»Spart das Geld und spart die Worte! Ich nehme das Roß!«

Percys Gesicht verzog sich vor Haß. »Das ist kein ritterliches Benehmen, Roland!« tadelte er. Seine Stimme bebte.

»Den Vorwurf weise ich zurück! Ihr kanntet die Regeln. Wenn Euch Samum so lieb ist, so hättet Ihr den Fuchs satteln sollen.«

»Ich rechnete nicht damit zu verlieren. Der Zufall, das Glück, der Teufel standen Euch bei! Der bessere Turnierer bin ich! Ein zweitesmal werdet Ihr mich nicht bezwingen.«

»Überlassen wir das der Zukunft! Und laßt uns das Gespräch beenden! Ich bin - ich wiederhole es - in Eile.«

Rolands Gesicht war verhärtet. Percy begriff, daß weiteres Reden sinnlos war. Er winkte den Knappen heran.

Roland erhielt die 100 Dukaten. Ohne sie nachzuzählen, steckte er sie in die Tasche des Wamses, als ginge er täglich mit solchen Summen um.

Im nachlassenden Regen näherte sich Samum, von einem Knappen

am Zügel geführt. Roland prüfte Sattel und Kandare. Dann saß er auf.

Percy trat aus dem Zelt. Er machte eine zornige Geste mit der Hand und schrie: »Scheitan!« Roland kannte das arabische Wort. Es hieß: Teufel.

Und es war, als sei der Teufel in Samum gefahren. Der Hengst stieg steil in die Luft, kam herunter, warf die Hinterbeine hoch, drehte sich, buckelte und sprang dann mit allen Vieren gleichzeitig hoch.

Wie eine Puppe schleuderte er Roland umher. Doch der Ritter blieb im Sattel und in den Steigbügeln, weil er jede Bewegung des rasenden Hengstes mitmachte. Es wäre verkehrt gewesen, sich ihm zu widersetzen. Der Rappschimmel war stark wie zwanzig Männer.

Plötzlich raste Samum los. Mit wenigen Galoppsprüngen erreichte er ein Gehölz. Hier jagte er auf einen dicken Baum zu. Roland erkannte blitzartig, was das Tier mit ihm vorhatte. Es wollte ihn gegen den Stamm quetschen. Der Ritter zog den linken Fuß aus dem Steigbügel und hängte sich an Samums rechte Rumpfseite.

Doch das tobende Pferd ließ ihm keine Ruhe. Immer wieder änderte es im höchsten Tempo die Richtung und steuerte andere Baumstämme an. Wie wild turnte Roland von einer Seite zur anderen. Äste zerrten an ihm. Zweige und Dornen fetzten ihm die Haut von Händen und Gesicht. Jeder Knochen begann zu schmerzen.

Und Samum hörte nicht auf zu toben.

Da wußte Roland, daß er sich nicht mehr lange halten konnte. Der Rappschimmel hatte jetzt wahrlich den Scheitan im Leibe! Der Mann, der ihm diese Kunststücke beigebracht hatte, mußte ein Meister in der Ausbildung von Pferden gewesen sein. Keines Menschen Kraft und Geschicklichkeit konnte Samum auf die Dauer widerstehen.

Spätestens wenn der Hengst sich zu Boden warf und auf den Rücken wälzte, mußte der Reiter aus dem Sattel. Sonst würde er zerquetscht werden.

Da plötzlich fiel Roland ein, wie Percy sich während des Duells,

als der Araber ein wenig bockte, auf seinen Hals vorgeneigt und ihm anscheinend etwas ins Ohr geflüstert hatte. Danach beruhigte sich der Hengst sofort und streckte sich zu fließendem, gleichmäßigem Galopp.

Roland kannte das Wort nicht, mit dem Percy sich den Hengst gefüge gemacht hatte. Aber ihm kam eine Idee ...

Wieder sprang der Araber mit allen Vieren gleichzeitig hoch und kickte in der Luft wild aus. Da hängte sich Roland ihm an den Hals und flüsterte ihm ein Wort ins Ohr - und hoffte sehnlich, es möge das richtige sein.

»Samum«, raunte Roland.

Und das Wunder geschah.

Ein Zittern ging durch den Leib des edlen Vollblüters. Er erstarrte kurz. Dann galoppierte er aus dem Stand an und preschte davon. Gehorsam verfolgte er die Richtung, in die Roland ihn lenkte. Weit griffen die hohen, schlanken Beine aus. Jeder Galoppsprung überbrückte eine unwahrscheinlich große Entfernung. Und trotz der rasenden Geschwindigkeit fühlte Roland, der hin- und hergeschleuderte Reiter, sich so bequem und weich wie auf dem allerfeinsten Diwan.

Roland tätschelte Samum den Hals. Er wußte, er hatte einen Kameraden gefunden, dessen Wert unschätzbar war.

Und er ließ den Rapphengst laufen, was der laufen wollte.

Eine unerklärliche Unruhe nagte an Roland. Ihn zog es nach Deventer, als hinge sein Leben davon ab!

*

Der Galgen stand eine Viertelmeile außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe. Für einen unbefangenen Spaziergänger war der Blick von hier auf die in herbstlichen Farben prangenden Wälder, Wiesen und Wege so überwältigend, daß er ergriffen schlucken mußte.

Für einen armen Sünder, dem die Schlinge um den Hals gelegt wurde, war dieser letzte Blick auf einen wunderschönen Ausschnitt

der Welt herzerreißend.

Für den Weg zum Galgen hatte man Pierre und Louis die Fußfesseln abnehmen müssen. Unterwegs verhielten sie sich sehr unterschiedlich.

Louis wurde von Wutanfällen geschüttelt. Dann beschimpfte er seine Bewacher mit so gemeinen Redensarten, daß einige sich die Ohren zuhielten. Aber er stieß auch Verwünschungen, wenngleich milderer Art, gegen seinen Ritter Roland aus, dessen Verspätung sie in diese mißliche Lage gebracht hatte.

Pierre hatte dagegen seine Seelenruhe wiedergefunden. In klaren Sätzen schilderte er unterwegs den Bewachern, wie sich der Raufhandel mit Egbert wirklich zugetragen hatte. Bis zuletzt wiegte er sich in der Hoffnung, man werde ihm Glauben schenken und ihn und Louis unter vielen Entschuldigungen freilassen.

Aber als sie den Galgen erreichten, gebot ihm einer der Bürger, der ihm bis dahin aufmerksam gelauscht hatte: »So, Freundchen, jetzt ist's genug. Halt endlich deine verdammte Klappe! Du bist wahrlich der geschickteste Märchenerzähler, den ich je vernommen!« Und er legte ihm die Schlinge um den Hals.

Jäh aus allen Hoffnungen gerissen, erschrak Pierre aufs tiefste. Mit zitternden Lippen sandte er ein Stoßgebet zum Himmel: »Lieber Gott, laß mich nicht so jung sterben! Mach, daß Roland jetzt erscheint und mich rettet!«

In diesem Augenblick unternahm Louis einen verzweifelten Fluchtversuch. Er riß sich aus den Griffen der Bewacher los, kam frei und rannte wie ein Wilder den Hügel hinab auf ein kleines Waldstück zu. Aber sein Vorsprung blieb gering. Er betrug nie mehr als acht Klafter. Und als Louis in eine sumpfige Wiese geriet, holten sie ihn ein.

Im Triumph schleppten ihn die Häscher wieder hinauf, und bald fühlte auch Louis die Füße auf den Sprossen und den Hals im Hanf.

»Keine langen Umstände mehr!« forderte ein Bürger mit harter Stimme. »Stoß die Leitern weg!«

Louis atmete noch hastig vom schnellen Lauf. »Laßt mich erst mal

zu Puste kommen!« bat er. »Soll ich etwa außer Atem im Jenseits eintreffen? Das würde ein schlechtes Licht auf euch werfen.«

Mehrere Männer lachten. »Er hat recht«, sagte eine tiefe, befehlsgewohnte Stimme, die einem Zunftmeister gehörte. »So viel Zeit muß sein ...«

Mit scharfen Augen spähte Louis den Horizont ab. Er suchte ein Pferd, das schweißbedeckt in gestrecktem Galopp heranflog. Einen Reiter mit verhängtem Zügel, staubverkrustet, die Peitsche erhoben, nur ein Ziel im Blick ...

Wo blieb Roland? Wo blieb der dreimal verfluchte Roland?

Nichts. Kein Reiter, kein Pferd zu sehen. Der Horizont blieb leer.

»Sein Atem geht ruhig«, ließ sich die harte Stimme vernehmen.
»Packen wir's an!«

»Ich möchte noch beten!« flehte Louis.

»Das können wir ihm nicht abschlagen. So viel Zeit muß sein ...«

»Dann bete!«

Noch ein Aufschub! Der Letzte?

Louis betete nicht. Seine Gedanken schweiften ab. So also sah sein Ende aus. Ein Galgenstrick! Ach, viele hatten ihm prophezeit, daß er am Galgen enden würde!

Sein Vater ... damals, als der achtjährige Louis dem Nachbarn eine fette Gans gestohlen und sie fachmännisch geschlachtet hatte.

Der Dorfpfaffe ... als Louis ein Jahr lang, statt seinen Unterricht zu besuchen, durch die Wälder der Umgebung gestreift war.

Manche seiner Räuber... wenn er ihnen einen seiner vielen gewagten Pläne für einen einträglichen Raubüberfall auseinandergesetzt hatte.

Und seine Braut Svea ... als sie ihn unter Tränen bat, von den Räubern zu lassen.

Sollten sie nun alle recht behalten?

Und immer noch kein Roland zu sehen! Das war die letzte und bitterste aller Enttäuschungen.

»Jetzt hast du lange genug gebetet!«

»Amen«, sagte Louis. »So hängt mich denn! Aber macht es kurz!«

»Keine Sorge«, sagte die befehlsgewohnte Stimme. »Im selben Augenblick, da wir die Leiter wegstoßen, bist du schon am anderen Ufer. Dort ist es noch schöner als hier. Halt uns schon ein paar Plätze frei!«

Nun war es so weit. Das Ende ...

In diesem Augenblick überkam Louis ein namenloses Entsetzen. Die Maske fiel, und die nackte Wahrheit starrte ihn an - erbarmungslos. Nie mehr Sonne, nie mehr Wald, nie mehr Blüten, nie mehr ein lachender Mädchenmund. Nur Dunkel, nur Kälte, nur ewige Verdammnis.

Zwei Männer begaben sich hinter die Knappen. Sie erhielten ein Zeichen, und jeder erhob den rechten Fuß, um eine Leiter wegzustoßen.

Louis zitterte wie im Schüttelfrost. Schweiß brach ihm am ganzen Körper aus. Sein Herz klopfte, als müsse es zerspringen.«

»Weg mit den Leitern!«

Vor seinen Augen verschwamm die Landschaft. Alle seine Muskeln verkrampften. Der Tod war kein Freund, wie die Greise sabberten. Er wußte es besser. Der Tod war der schlimmste Feind...

Louis schloß die Augen und erwartete mit jagenden Pulsen das Unvorstellbare, den Fall in endloses Grauen.

Die beiden Männer hinter den Knappen begannen die Beine zu strecken.

Und es war still ringsum. Nirgends der geringste Laut.

Da tönte aus der Stadt - zaghaft zuerst, dann anschwellend - Glockengeläut.

»Halt! Haltet ein?« schrie der Befehlshaber. »Weg von den Leitern! Hört ihr denn nicht? Die Morgenglocke!«

Bewegungen ringsum. Aufgeregtes Stimmengewirr. Die Morgenglocke! In der Kirche begann die Messe. Da durfte niemand mehr hingerichtet werden. Alle Beteiligten hätten sich einer unverzeihlichen Todsünde schuldig gemacht.

Hände streckten sich nach den Knappen aus, hilfreiche Hände. Sie befreiten ihre Häuse von den Stricken. Sie stützten Louis, als er die

Sprossen hinunterstieg.

»Bringt sie zum Turm und sperrt sie dort ein! Wir hängen sie morgen in der Frühe um fünf!«

Willenlos ließ Louis alles mit sich geschehen. Nur einen Blick warf er auf seinen Kameraden.

Sie mußten Pierre tragen. Er war ohnmächtig geworden.

*

Als der Regen aufhörte, wurde es für Roland schwieriger, den Weg zu bestimmen. Deventer lag im Westen, und bisher hatte er Samum einfach gegen den fallenden Tropfenvorhang gelenkt.

Vergeblich schaute er auf der Suche nach dem Polarstern zum Himmel hinauf. Noch immer war er von Wolken bedeckt. Am liebsten hätte Roland gerastet, bis die Sterne herauskämen.

Aber eine innere Stimme sagte ihm, daß die Knappen in Gefahr seien. Und da Samum keine Ermüdung verriet, ritt Roland auf gut Glück weiter. Über Felder, Weiden und Bachläufe hinweg. Selten fand er einen Weg.

Samum wechselte aus eigenem Antrieb die Gangarten. Schon im starken Trab schien er sich zu erholen. Nach einer halben Stunde im Schritt war er wie neugeboren und konnte lange, lange galoppieren. Je besser Roland die erstaunlichen Fähigkeiten des Hengstes kennenlernte, umso mehr freute er sich des unverhofften Turniersieges, der ihm diesen Schatz eingebracht hatte.

Dabei machte sich Roland keineswegs übertriebene Vorstellungen von der Klugheit eines durchschnittlichen Pferdes. Kühe und Schweine waren zwar weniger schön anzusehen, besaßen aber meist mehr Verstand. Samum war die Ausnahme. Er besaß mehr Verstand als Kühe und Schweine. Er war ein Pferd, wie man es nur alle Jubeljahre einmal findet.

Kein Wunder, daß Percy Heißblut sich so ungern von ihm getrennt hatte. Er würde wohl alles daran setzen, dem neuen Besitzer Samum wieder abzunehmen. Roland kannte Percy nicht näher. Aber er

fürchtete ihn auch nicht. Er würde ihm bei keinem Turnier aus dem Wege gehen. Er war überzeugt, daß Samum rasch zu lernen imstande war. Beim nächsten Kampfspiel unter flatternden Fahnen, vor schreienden Zuschauern und bei schmetternder Blasmusik würde der Vollblüter kein Anfänger mehr sein.

Und wenn Percy es auf andere Weise versucht, den Araber an sich zu bringen? So ganz traute Roland dem bärtigen Mann nicht über den Weg. Sein Benehmen nach dem Kampf entsprach nicht der besten Rittersitte.

Roland beschloß, vor ihm auf der Hut zu sein.

Seinen Braunen hatte er vor dem Besuch in Percys Zelt dem befreundeten Ritter Dankwart in Pflege gegeben.

Nach vier Stunden kamen die ersten Sterne heraus. Zu seiner Freude erkannte Roland, daß er nur wenig vom richtigen Kurs abgewichen war.

Die Sterne verblaßten. Verhalten galoppierte Samum. Vor sich ahnte Roland die Stadt.

Es war kurz vor fünf Uhr in der Frühe.

*

Um fünf Uhr wurden die Knappen aus tiefem Schlaf geweckt und zum Galgenhügel geführt. Es waren bei weitem nicht mehr so viele Männer, die sie begleiteten, wie am Tage vorher: Kaum mehr als zwanzig. Sie trugen finstere Mienen zur Schau.

Die Knappen, die am Vortag gutes Essen bekommen hatten, durften nebeneinander gehen. Sie wirkten fast heiterer als ihre Bewacher, die ihnen den Tod bereiten wollten.

Pierre brach das Schweigen. Er griff nach Louis' Hand und begann: »Heute werde ich nicht in Ohnmacht fallen - ich verspreche es dir.«

»Du brauchst es mir nicht zu versprechen. Andere sind schon vor Schreck gestorben, wenn sie den Galgen nur sahen.« Er ließ Pierres Hand nicht los.

»Nein, nein, ich bin jetzt daran gewöhnt«, beteuerte Pierre.

»Gestern war alles neu für mich, und ich dachte immer daran, wie gemütlich ich es auf Camelot hätte, wenn ich nicht mit Roland gegangen wäre.«

»Ich wette, auf Camelot hast du dir auch dein Bäuchlein angefressen.«

»Ja, das ist wahr. Aber ich möchte meinen Weggang nicht ungeschehen machen. Wenn ich noch einmal wählen könnte, würde ich wieder mit dem Ritter davonziehen. Auf Camelot war ich nur ein unnützer Müßiggänger. Mit Roland und dir - das war das wahre Leben.«

»So fühle ich auch.« Louis zögerte, bevor er weiter sprach. »Ich muß dir noch etwas sagen, Pierre.«

»Ja?«

»Du bist ein guter Kamerad. Ich bin froh, daß ich die ganze Zeit mit dir zusammen war und nicht mit irgendeinem Stinker. Du warst der beste Kamerad, den ein Mann sich wünschen kann!«

Pierre schluckte. »Du machst mich glücklich, Louis. Ich dachte manchmal, daß du mich verachtest, weil ich nicht so stark und so mutig bin wie du.«

»Ach was, das ist Unsinn. Stark und mutig sein - das ist leicht. Aber verweichlicht und ängstlich sein - und doch in der Gefahr standhalten wie du, Pierre, das ist viel schwerer. Das können nur wenige. Ich habe dich oft insgeheim bewundert.«

»Du warst auch ein guter Kamerad, Louis. Der beste, den ich mir wünschen konnte!«

Noch in der Dämmerung erreichten sie den Fuß des Galgens. Dort riß man den einen vom anderen weg.

»Bald sind wir am anderen Ufer, Kamerad!« rief Louis fast fröhlich.

»Ich freue mich schon, dich dort wiederzusehen, Kamerad!« antwortete Pierre, und auch seine Stimme klang fest.

Als Roland das Weichbild der Stadt Deventer erreichte, begab er sich unverzüglich zu dem Gasthaus, klopfte den Wirt heraus und erkundigte sich nach seinen Knappen.

»Herr, ein Unglück ist geschehen!« jammerte der Wirt. »In diesem Augenblick werden Eure Knappen gehängt!«

Roland erschrak bis ins Mark. Doch er verlor keine Zeit. Mit wenigen Fragen holte er aus dem verstörten Wirt alles heraus, was er wissen mußte. Dann lenkte er Samum in die Richtung des Galgenhügels.

An diesem Morgen spähte Louis nicht mit scharfen Augen den Horizont ab, und es war wohl auch noch zu dunkel. Sonst hätte er das schwarze Pferd gesehen, das schweißbedeckt in gestrecktem Galopp heranflog. Und den Reiter mit verhängtem Zügel, staubverkrustet, die Peitsche erhoben, nur ein Ziel im Blick ...

»Stoßt die Leitern weg!« rief die befehlsgewohnte Stimme des Zunftmeisters.

Die beiden Männer, die hinter den Knappen standen, gehorchten. Ihr Gesichtsausdruck war undurchdringlich, als sie den rechten Fuß vorschnellen ließen.

Zwei Körper verloren den Halt. Zwei Stricke strafften sich.

Das Ende ...

Und erschrocken sprangen die Bürger zur Seite, als ein hochbeiniger Rappschimmel mit schlanken Gelenken und feingeformtem Kopf wie ein Naturereignis unter sie sprengte. Sein Reiter hatte das Schwert gezogen, schwang es hoch über allen Köpfen und zerschnitt mit einem Hieb beide Stricke.

»Bindet sie los!« rief Roland schneidend. »Beeilt euch! Und macht euch darauf gefaßt, daß ihr für eure Handlungen bald einem Richter Rede und Antwort stehen müßt!«

In kurzer Zeit waren die Knappen aller Fesseln entledigt. Roland sprang vom Pferd und umarmte sie.

»Das war Rettung im letzten Augenblick«, stöhnte Louis glücklich.

»Ich hatte schon alle Hoffnung aufgegeben«, gestand Pierre.

»Ich hörte nie auf zu hoffen«, sagte Louis.

Die zwanzig Männer aus der Stadt trollten sich mit hängenden Köpfen, während Roland und die Knappen zum Gasthaus zurückkehrten. Pierre und Louis erhielten ihre Waffen und Pferde zurück.

Roland ließ ein kräftiges Frühstück auffahren und veranlaßte, daß Samum ausgiebig gefüttert und abgerieben wurde. Dann machten sie sich auf den Weg nach Walderburg.

Hinter ihnen stieg eine bleiche Sonne aus den dunstigen Wäldern.

Zwei Stunden später ritten sie durch einen langgezogenen Hohlweg. Weit vor ihnen hockten Geier am Boden. Sie ritten schneller. Als sie an die Stelle kamen, wo die Wikingerhorde Egberts Troß überfallen hatte, schwangen sich acht Geier mit schwerem Flügelschlag auf.

Die Männer fanden den schrecklich zugerichteten Leichnam des Ritters. Schweigend begruben sie die sterblichen Reste. Aus den Spuren im Sande und in den Büschen schlossen sie, daß die Frauen und die Knechte von den Nordmännern nicht getötet, sondern verschleppt worden waren. Obwohl die Knappen wenig Grund hatten, Mitleid für den eigensinnigen Egbert zu empfinden, stimmte sie sein unwürdiges Ende doch traurig.

»Was werdet Ihr tun, Ritter?« fragte Louis leise.

Rolands Blick glitt von dem frischen Grab nach Norden. Mit vor Leidenschaft bebender Stimme sprach er: »Den Auftrag erfüllen, den die Tafelrunde mir gab!«

*

Auf dem Wikingerschiff Frigga war der Teufel los! Fast alle Männer der Besatzung hingen an der Reling und lachten, daß ihnen die Bäuche wehtaten und die Tränen aus den Augen quollen. Drei Männer an Backbord hielten ein langes Tau, das unter dem Kiel des Schiffes nach Steuerbord lief, wo es von weiteren drei Männern gehalten wurde.

Abwechselnd zogen die beiden Dreiertrupps ihr Tauende nach

oben und ließen es dann wieder nach unten durch die Hände laufen. Je nachdem tauchte mal auf dieser, mal auf jener Seite ein pudelnasser Kopf für wenige Augenblicke aus dem Wasser auf, schnappte gierig nach Luft und wurde gleich darauf von dem Tau, das um die Hüften des Mannes geschlungen war, wieder in die Tiefe gerissen.

Die Mannschaft von Frigga frönte ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Kielholen. Der Unglückliche, den man hier zum Ergötzen aller mit einem gewaltsamen Tauchbad bestrafte, hieß Einauge. Ein treffender Name, denn er hatte vor einigen Monaten das rechte Auge bei einem Scharmützel mit angelsächsischen Bogenschützen verloren.

Einauge war dabei ertappt worden, wie er einem Stammesgenossen ein zweischneidiges Messer mit kunstvoll geschnitztem Handgriff stahl. Eine volle Stunde lang bestrafte ihn die Schiffsbesatzung. Mehr als einmal war Einauge nahe daran, elendiglich zu ertrinken. Als man ihn endlich heraufzog und vom Tau befreite, fiel er völlig erschöpft vornüber auf die Planken und erbrach jede Menge Salzwasser.

Als der derbe Spaß beendet war, hatte niemand mehr einen Blick für ihn übrig. Der rechtmäßige Besitzer hatte sein Messer zurückerhalten, der Übeltäter seine Strafe erduldet. Damit waren für die Männer der Frigga die Dinge wieder im Lot. Niemand sah Einauge jetzt noch als Dieb an. Niemand würde ihm etwas nachtragen.

Wie Einauge darüber dachte, war eine andere Sache.

Lärmend begaben sich die Männer in Gruppen zu einem Platz, der eine Meile weit nach Südwesten gelegen war. Hier lag das Schwesterschiff Freya an Land. Man hatte es an das niedrige Land gezogen. Hier trafen sich die Mannschaften aller sieben Schiffe zu einer Versammlung, die ihr Anführer Hakon Scharfaxt einberufen hatte.

Hakon stand an Bord der Freya. Er hatte die Arme in die Hüften gestemmt. In seinen flammend roten Haaren fauchte der Seewind. So

schaute er auf die 300 Männer herunter, die sich im Dünensand niedergelassen hatten. Er bemerkte, daß auch die beiden geraubten Frauen darunter waren.

Beim Anblick Ilsetrauts lächelte er flüchtig. Sie hatte den Tod ihres Gatten Egbert schnell überwunden. Seit drei Nächten teilte sie Hakons Lager. Ihre Tochter Helga aber schien noch Groll gegen ihn zu hegen. Mißmutig lebte sie unter den Nordmännern, sprach nur das Nötigste und gönnte keinem einen freundlichen Blick.

»Männer!« rief Hakon in seiner Muttersprache. »Drei Wochen leben wir schon in diesem Land. Nicht schlecht ist es uns ergangen. Niemand litt Not. Aber unserem großen Ziel sind wir nicht nähergekommen. Ihr alle wißt, was ich meine: Schloß Camelot, von dem die Barden schwärmen! Camelots Schätze und Camelots Weiber! Sie stehen uns, den Wikingern, rechtmäßig zu. Denn so steht es geschrieben: Dem Wikinger gehören die Meere und jedes Land, das sein Fuß betritt!«

Alle schrien durcheinander. Viele wiederholten feierlich Hakons begeisternden Leitspruch. Schließlich gebot er mit einer Handbewegung Schweigen.

»Männer! Dieses Volk, dessen Land unser Fuß betrat, ist widerborstig. Wir brennen ihre Höfe, wir töten ihre Männer, wir schlachten ihr Vieh und nehmen ihre Frauen - aber sie führen uns nicht nach Camelot. Sie verbergen sich vor uns. Sie leugnen, Camelot zu kennen. Was sollen wir tun? Aufs Geratewohl ins Land ziehen, das ungeheuer groß zu sein scheint? Der Sonne nach? Dem Wind nach? Und was wird aus unseren Schiffen?«

Wieder schrien sie alle durcheinander. »Ruhe!« gebot Hakon nach einer Weile. »Wer einen vernünftigen Rat weiß, der melde sich zu Wort!«

Ein Mann mit endlos langen Beinen erhob sich. Er hatte eine Hakennase und strähniges weißblondes Haar, das ihm auf die eckigen Schultern fiel. »Olaf Hartherz hat das Wort«, verkündete Hakon.

Olaf Hartherz war ein Mann in den besten Jahren, aber seine

Stimme klang so unnatürlich hohl, als käme sie aus einer Gruft. »Da sind drei Männer«, gab er bekannt. »Drei junge Männer. Von diesem Volk. Sie sagen, sie wollen uns nach Camelot führen.« Er winkte, und drei Fremde traten in den freien Raum zwischen den lagernden Wikingern und der Freya.

»Sagt eure Namen«, forderte Olaf Hartherz sie auf. »Und sagt, warum ihr euren König verraten wollt! Bedenkt aber: wir sind sehr mißtrauisch. Schon mancher von euch wollte uns Söhne des Nordens hinters Licht führen!«

»Ich heiße John«, sagte ein untersetzter dunkelhaariger Jüngling, dessen Augen unruhig umherirrten und schließlich an Helga hängenblieben. Er starrte sie an, als wolle er sie mit der Kraft seiner Augen in Brand setzen. Helga errötete tief.

Sie kannte den Untersetzten und wußte, daß er nicht John hieß, sondern Herweg. Vor wenigen Wochen hatte er um sie gefreit, war aber von ihr abgewiesen worden, weil sie bereits Georg versprochen war. Dennoch hatte er nicht aufgegeben, um sie zu werben - mit einer ruhigen, unaufdringlichen, aber unbeugsamen Hartnäckigkeit. Sie ahnte, warum er sich den Wikingern anbot. Ihretwegen! Nur um ihr nahezusein! Ihr Herz krampfte sich zusammen. In welche Gefahr er sich begab!

»Du heißt also John«, stellte Olaf fest. »Und warum willst du uns Camelot und deinen König Artus ans Messer liefern?«

»Das ist eine einfache Geschichte«, sagte John. »Ich war Knappe bei Ritter Egbert. Ich diente ihm treu. Ich arbeitete Tag und Nacht für ihn. Aber er blieb mir den Lohn schuldig, schlug mich bei jeder Gelegenheit, gab mir wenig zu essen und noch weniger zu trinken und jagte mich davon, als ich ihm widersprach. Seitdem hasse ich die ganze Ritterbrut!«

Jedes Wort war gelogen, denn John hatte nie bei Egbert gedient, sondern war selber ein Ritter und stets mit Egbert befreundet gewesen. Helga fand, daß er schlecht log. Hoffentlich durchschauten sie ihn nicht! Obwohl sie John nicht liebte, bangte sie doch schrecklich um ihn.

»Sprichst du wahr?« sagte Olaf mit seiner hohlen Stimme, und John schien trotz des milden Wetters zu frösteln.

»Jedes Wort.«

»Bist du bereit, den Wahrheitstrunk zu schlucken?«

»Ich bin bereit.«

Zwei Wikinger schleppten unter gespannter Aufmerksamkeit einen Schlauch aus Ziegenhaut herbei. Er war mit schwerem Wein gefüllt. Olaf öffnete den Verschluss und gab John zu trinken. Er trank reichlich. Er setzte ab, wankte, und Olaf forderte, er solle weitertrinken. John trank, bis er sich kaum auf den Füßen halten konnte.

Betrunken torkelte er umher.

»Was hältst du von König Artus?« fragte Olaf lauend.

John zog die Stirn in Falten. Man sah, wie er sich nachzudenken bemühte. Der Wein raste durch sein Gehirn. Mit schwerer Stimme lallte er: »Es le-lebe der Kö-könig!«

Olaf stand hochaufgerichtet: »Wie denkst du über uns Wikinger?«

Der Rausch hinderte John, sich eine Lüge auszudenken. Mit Urgewalt brach es aus ihm heraus: »Ihr Wi-Wikinger seid Abschaum!«

Die 300 Männer brüllten auf: ein Entrüstungssturm. So zu sprechen, hatte noch niemand gewagt. John überlebte die unerhörte Beleidigung, die er im entfesselten Rausch des »Wahrheitstrunks« ausgesprochen, nur um Sekunden.

Ein Mann sprang auf. Seine Doppelaxt blitzte. Mit gespaltenem Haupt sank John zu Boden.

Helga schlug die Hände vors Gesicht. Mit übermenschlicher Beherrschung unterdrückte sie das Weinen. Ihre Mutter sah unbeteiligt einem Falken zu, der in den Schluchten des Himmels kreiste.

Auch die beiden Männer, die mit John zusammen gekommen waren, verzogen keine Miene, als ihr Landsmann so grausam getötet wurde. Der nächste, der sich den Wikingern vorstellte, war ein gertenschlanker Bursche mit Bewegungen, die auf Kraft und

Gewandtheit schließen ließen. Sein junges kühnes Gesicht war glatt, ein wenig blaß, und sein mittelblondes Haar hatte einen leichten Stich ins Rötliche.

»Ich bin Philipp«, sagte er ruhig.

Olaf stellte sich ihm gegenüber und musterte ihn. »Bist du auch ein Freund des Königs Artus?«

»Nein! Ich bin sein erbitterter Feind!«

»Und warum?«

»Vor Jahresfrist jagte ich in den Wäldern. Mit dem Pfeil erlegte ich einen stattlichen Hirsch. Dabei nahmen mich Wildhüter gefangen und behaupteten, ich hätte des Königs Jagdrecht verletzt. Sie brachten mich vor Artus, und er warf mich ins Verlies. Ein Jahr lang mußte ich darin schmachten. Erst vor einer Woche ließen sie mich frei.«

Die Wikinger, die aufmerksam zugehört hatten, stießen Verwünschungen gegen Artus aus. Beschränkungen der Jagd - das waren sie aus ihrer Heimat nicht gewöhnt. Es erschien ihnen ungeheuerlich.

Bevor Olaf sich Gehör verschaffen konnte, sagte Philipp: »Gebt mir den Wahrheitstrunk! Er wird erweisen, daß ich kein Wort der Lüge sprach.«

Unter atemloser Spannung der versammelten Nordmänner trank Philipp so lange aus dem Schlauch, bis auf einen Wink Olafs die beiden Weinträger ihm das Gefäß aus den Händen nahmen. »Was hältst du von König Artus, Philipp?« fragte Olaf hohl.

Philipp verdrehte die Augen. Er öffnete den Mund und versuchte zu sprechen. Aber nur undeutliche Laute, die keinen Sinn ergaben, wurden hörbar.

»Gib Antwort, Mensch!« brüllte Olaf ihn an.

Philipp breitete die Arme aus, als wolle er sich an Olaf festhalten. Dann tat er einen Schritt vorwärts, brach in die Knie und fiel der Länge nach zu Boden, um seinen Rausch auszuschlafen.

Die Menge lachte. Mehrere riefen: »Er hat bestanden!«

Olaf kümmerte sich nicht weiter um den schlafenden Philipp,

sondern wandte sich an den dritten Mann. Der war hochgewachsen mit breiten Schultern und trug das goldblonde Haar wie einen Helm.

»Dein Name?«

»Randolf.«

»Wie stehst du zu König Artus?«

»Ich hasse ihn.«

»Aus welchem Grund?«

»Aus keinem besonderen Grund. Ich hasse ihn, wie ich Ratten verabscheue. Er hat mir nichts getan. Ich habe ihn noch nie gesehen. Aber ich führe euch zu seinem Schloß. Dann seht zu, wie ihr mit ihm fertig werdet. Helfen werde ich euch nicht dabei!«

Die trocken, ohne Leidenschaft hervorgestoßenen Sätze machten Eindruck auf die Versammlung. Die Nordmänner sahen beinahe ergriffen zu, wie Randolf aus dem Schlauch trank. Er trank, als sei er am Verdursten. Als man ihm den Schlauch wegnahm, schüttelte er unwillig den Kopf.

Mit schwerer Zunge sagte Randolf zu Olaf, der sich erwartungsvoll zu ihm umwandte: »Frag mich nicht nochmal, warum ich König Ares ... nein, Artus hasse! Weiß ich selber nicht. Hasse ihn eben. Folgt mir! Ich ... kenne den Weg nach Caemot... Camelot. Und jetzt muß ich mich wetz ... nein, setzen.« Und er ließ sich auf einem Sandhügel nieder.

»Männer!« rief Hakon vom Schiffsdeck. »Diese beiden Burschen, die sich Philipp und Randolf nennen, haben die Wikingerprobe bestanden. Sie werden uns, wenn die Sonne zum drittenmal aufgeht, den Weg nach Camelot führen. Jeder erhält einen der Unseren als Vertrauensmann. Olaf, kümmere du dich um diesen Randolf, der hassen kann, ohne einen Grund zu haben! Und du, Thors Hammer, nimmst dich Philipps an, der in Artus' Verlies schmachtete.«

»Thors Hammer löste sich aus der Versammlung. Er hatte einen ungeheim wuchtigen Körperbau, war fast ebenso breit wie groß. Sein Kopf war kahl. Er packte den bewußtlosen Philipp mit einer Hand und warf ihn sich offenbar mühelos über die Schulter. In diesem Augenblick geschah etwas Unerwartetes. Helga sprang plötzlich auf.

Wie eine Schlafwandelnde ging sie zwischen den liegenden, sitzenden, stehenden Wikingern einher. Die meisten machten ihr Platz. Sie wirkte unheimlich. Ihre Augen waren fast geschlossen. Andere legten es besonders darauf an, ihr den Weg zu versperren. Vielleicht suchten sie auch die Berührung mit dem aufregend hübschen Mädchen. Aber Helga verfolgte ihren Weg unangefochten. Es sah so aus, als könne nichts und niemand sie aufhalten. Was war ihr Ziel? Sie erreichte es schnell genug. Es war der blutige Leichnam Johns. Stumm, mit tränenleeren Augen, schaute sie auf den vertrauten Körper des Ritters nieder, den sie verschmäht hatte, obwohl sie seinen Charakter schätzte. Sein Tod hatte eine große Wandlung vollbracht. Denn es war ein Opfertod. Nicht für das Land hatte er in einem wagemutigen Einsatz, dem er nicht gewachsen war, sein Leben in die Schanze geschlagen, sondern allein für sie - Helga, die Tochter Egberts! Ihr wollte er nahe sein, sie in der Not nicht allein lassen, sie aus den Händen der Wikinger befreien. Diese Überlegungen bewirkten, daß sie den Erschlagenen nicht nur aus Mitleid, sondern aus reiner Liebe betrauerte. Plötzlich sank sie neben ihm auf die Knie. Noch immer fand sie keine befreienden Tränen. Das Erlebnis des Mordes an John drückte ihr das Herz ab. Was war in diesem Lande alles möglich geworden, seitdem die Nordmänner eingedrungen waren! Recht wurde zu Unrecht. Leben war wohlfeil. Aufrichtigkeit ward mit dem Tod bestraft. Das feste Land, bisher ein Bollwerk guter Sitte, schwankte im Ansturm zügelloser Barbaren. Sie faltete die Hände, richtete die Augen zum Himmel und rief mit klagender Stimme: »Mein Gott, rette dieses Land vor den Mördern aus dem Norden!«

Die meisten Wikinger verstanden die Worte. Bei einer anderen Gelegenheit hätten sie vielleicht über diesen Ausbruch verzweifelter Ohnmacht gehöhnt und gelacht. Aber nicht bei Helga, die sich seit ihrem Hiersein ihren Haß zugezogen hatte, weil sie allen mit hochmütiger Verachtung begegnete.

Deshalb erregte sie jetzt heillosen Zorn.

Etwa ein Dutzend Männer stürzten sich auf die Knieende. Die

Männer machten Miene, sie zu schlagen, zu mißhandeln, vielleicht zu töten.

Randolf warf einen besorgten Blick auf die Szene. Aber dann senkten sich die Schleier der Trunkenheit vor seine Augen, und er wandte sich mit einem Achselzucken ab.

Rauhe Hände packten Helga und rissen sie hoch. Sie sah in zornfunkelnde Augen, wildwuchernde Bärte, grobe Gesichter und spürte die Roheit ihres Willens. Angst überkam sie. Und sie schrie, wie sie beim Mord an Egbert geschrien hatte.

Das schrille Weibergekreisch verduzte die Wikinger. Die Stimme fuhr einem durch Mark und Bein. Sie ließen Helga los und wichen zurück. War sie verrückt geworden? Niemand wollte eine Wahnsinnige anfassen. Abergläubische Furcht hielt jeden davon ab, geistig verwirrte Menschen zu berühren. Und anders konnten sie sich dieses entsetzliche Schreien nicht erklären als durch geistige Umnachtung.

Durch den zurückweichenden Ring der erschrockenen Nordmänner schritt ein Jüngling. Sein Name war Harald. Er stammte aus berühmtem Geschlecht. Wenn es auch keinen Adel bei den Wikingern gab, so hatte Harald doch eine Art Sonderstellung unter ihnen. Jeder kannte die unsterblichen Taten seiner Ahnen.

Harald war schlank, sehnig und glatten Gesichts. Seine grauen Augen blickten jedermann freundlich an. Darum hegte niemand böse Gefühle gegen ihn.

Und niemand wehrte ihm, als er die Schreiende mit gütigen Händen aufhob und auf seinen Armen behutsam davontrug. Dabei sprach er mit leisen, beschwörenden Worten auf sie ein.

Er war noch keine zwanzig Schritte gegangen, als Helgas schrille Stimme verstummte.

Immer noch forschte Ilsetrauts gleichgültiger Blick in den Abgründen des Himmels.

Philipp erwachte viel früher und viel frischer aus seinem scheinbar totenähnlichen Rauschschlaf, als man annehmen durfte. Tatsächlich hatte er die Bewußtlosigkeit nach dem langen Trank aus dem Schlauch nur vorgetäuscht. So entging er der heimtückischen Befragung durch den verschlagenen Olaf.

Thors Hammer hatte sofort eine Verwendung für ihn. In den vergangenen Wochen hatte der gedrungene Kraftkerl mit seinen Männern an die 100 gestohlene Pferde zusammengetrieben. Nun forderte er Philipp auf, ihn und seine reitungeübten Leute in die Geheimnisse dieser Kunst einzuweihen.

Etwas Besseres konnte sich Philipp nicht wünschen. Unvermittelt mußten fast 100 Wikinger seinen Befehlen gehorchen statt er den ihren. Wenn er wollte, konnte er die ungeliebten Eindringlinge sogar nach Herzenslust beleidigen. Und das tat er denn auch.

Von morgens bis abends hörte man ihn auf dem Übungsplatz zwischen den Dünen herumschreien und kommandieren.

»He, du glotzügiger Nordmann, wirst du wohl beim Trab deinen fetten Arsch aus dem Sattel heben!«

»Holla, Graubart, du sitzt auf der Mähre wie eine Urgroßmutter! Die Mähre deines Gauls ist zum Streicheln da und nicht zum Festhalten!«

»Mein Glückwunsch, Dickbauch! In der letzten Stunde bist du nur fünfmal runtergefallen. Reiten lernst du zwar nie, aber vielleicht schaffst du es eines Tages, wenigstens obenzubleiben.«

Die Beschimpften warfen ihm zwar manchen bösen Blick zu, wagten aber nicht, ihn anzurühren. Denn Thors Hammer gefiel offenbar seine raue Unterrichtsmethode über die Maßen. Der wuchtige Hordenführer, nach allgemeiner Ansicht der Stärkste der ganzen Flotte, lernte überraschenderweise das Reiten sehr schnell. Er hatte sich klugerweise einen besonders stämmigen Wallach von sanfter Gemütsart erwählt, und Philipp lobte ihn unentwegt und stellte ihn den übrigen Wikingern als Vorbild hin.

»Seht euch Thors Hammer an«, rief er oft, »wenn ihr wissen wollt, wie ein Mann sein Pferd beherrschen soll!«

Thors Hammer blähte sich vor Stolz, und der schlanke Philipp wurde ihm lieber und lieber. »Weißt du was«, vertraute er ihm während des Mittagmahles, »du hast das Zeug zu einem echten Wikinger.« Und er versprach ihm, wenn es an die Plünderung von Schloß Camelot ging, einen fairen Anteil an der Beute - »ganz als ob du ein Wikinger wärest!«

Randolf hatte es viel schlechter getroffen. Der hagere Olaf Hartherz mit der Grufstimme war kein umgänglicher Mann. Das ließ er ihn von der ersten Minute an spüren.

Als Randolf erwachte, sah er Olaf mit verkniffenem Gesicht vor sich stehen. Er richtete sich ein wenig auf und sagte: »Hallo!«

Olaf lief rot an. »Steh auf, du Lump! Wie kannst du es wagen, im Sitzen zu mir zu sprechen! Weißt du nicht, daß du mein leibeigener Sklave bist, mit dem ich nach Gutdünken verfahren kann?«

Randolf erhob sich. Widerrede sparte er sich.

»Du wirst jetzt das Schiff waschen und putzen, daß es aussieht wie neu! Ist das klar?«

»Ja.«

Olaf wütete: »Es heißt nicht: ja - sondern: Ja, Sir. Verstanden?«

»Ja, Sir. Ich wußte gar nicht, daß Ihr Sir seid, Sir.«

»Der Titel wurde mir verliehen, als wir eine Zwischenlandung bei den Angelsachsen machten«, behauptete Olaf.

»Dann gratuliere ich Euch, Sir. Ihr müßt einen großen Eindruck bei diesen Leuten hinterlassen haben. Wo bekomme ich Frühstück, Sir?«

»Nirgends, du Lump! Wer sich so vollsäuft wie du, elender Sklave, muß aufs Fressen verzichten. Ran an die Arbeit!«

»Ja, Sir«, antwortete Randolf mit einiger Überwindung. Er besorgte sich Eimer und Tücher, holte Wasser und begann, das Deck zu schrubben. Man sah, daß er harte Arbeit gewöhnt war und sie sehr gut verrichtete. Trotzdem tauchte Olaf alle halbe Stunde auf, mäkelte an seinem Tun, gab ihm Schimpfworte und wurde nicht müde, ihm seine niedrige Stellung vor Augen zu führen.

»Wer bist du, Randolf?« fragte er ihn am Nachmittag.

»Euer Sklave, Sir«, antwortete Randolf geduldig.

»Ja, und ein dreckiger Scheißkerl außerdem!«

»Verzeiht, das hatte ich zu erwähnen vergessen, Sir.«

»Weißt du, was ein Wikinger ist, Scheißkerl?«

»Ich denke wohl, Sir. Ein Wikinger ist ein langer Bursche, der immerzu laut rumschreit.« Randolph zog ein wenig den Kopf ein. Denn er erwartete, daß Olaf in Wut geraten und ihn schlagen würde.

Aber Olaf war mit der Antwort einigermaßen zufrieden. »Ja, du Wurm, es hat auch seinen Grund, warum ein Wikinger so schreit. Höre und merke dir genau, was ich dir jetzt über mein unvergleichliches Volk erzähle!«

»Ich höre, Sir.« Randolph war aufgestanden, hatte das nasse Tuch fallen lassen und dehnte den schmerzenden Rücken.

Olaf begann in feierlichem Ton und noch hohler als sonst: »Wikinger sind tapfer und klug! Ein Wikinger lügt nie! Ein Wikinger verliert nie, denn er eilt von Sieg zu Sieg! Der kleinste Wikinger ist größer als der größte Franke. Hast du das begriffen, Schurke?«

»Ich denke wohl, Sir«, sagte Randolph, reckte sich und stellte sich ein wenig auf die Zehenspitzen. So überragte er den dünnen Olaf, der wahrhaftig nicht klein war, um einen halben Kopf. Aber der schien den Widerspruch zwischen seinen aufgeblasenen Redensarten und der Wirklichkeit nicht zu bemerken.

»Und nun wiederhole, was ich jetzt sage, du Gnom! Dem Wikinger gehören die Meere und jedes Land, das sein Fuß betritt.«

Randolf wiederholte: »Dem Wikinger gehören die Meere und jedes Land, das sein Fuß betritt.«

»Sir!« brüllte Olaf. »Du hast nicht Sir gesagt.«

»Dann sag ich es jetzt«, meinte Randolph mit unerschütterlicher Ruhe. »Sir!«

»Jetzt war es zu spät«, wütete Olaf. Er nahm den Eimer und schüttelte Randolph das Schmutzwasser ins Gesicht.

»Ich danke Euch, Sir«, sagte Randolph, und sein Gesicht war wie nasser Stein.

»Du wirst es schon noch lernen«, stellte Olaf befriedigt fest, »obwohl du ein besonders dummer Mensch bist.« Plötzlich schoß er

auf Randolf zu und rief: »Stülp deine Taschen um!«

»Ja, Sir.« Randolf tat es, und nacheinander fielen acht Dukaten auf die Planken.

»Heb sie auf!«

»Ja, Sir.« Randolf hob die Goldstücke auf.

»Das Gold des fränkischen Sklaven gehört seinem Wikinger-Herrn«, erklärte Olaf. »Also gibt es mir, bevor ich ärgerlich werde und dich durchpeitschen lasse!«

»Ja, Sir.« Einzeln übergab Randolf die Münzen, und Olaf zählte gierig mit: »Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben-1000!«

Randolfs Gesicht blieb undurchdringlich. Nicht das schmalste Lächeln gönnte er sich, weil Olaf nur bis sieben zählen konnte und jede Zahl darüber für ihn 1000 war.

»So«, sagte Olaf, »und jetzt gehst du nach unten und mistest dort aus!«

Im Inneren des Schiffes fand Randolf einen wahren Saustall vor. Die Wikinger waren lange Zeit übers Meer gekreuzt, bevor sie an dieser Küste gelandet waren. Seit der Abfahrt schienen sie den Schiffsbauch nicht ein einziges Mal gesäubert zu haben.

Unverdrossen machte Randolf sich an die Arbeit. Im Verlauf der nächsten Stunde trug er Eimer um Eimer voll Schmutz und Unrat nach oben und entleerte ihn in einer Grube an Land. Olaf lag auf den saubergescheuerten Planken und beobachtete ihn von weitem.

Da kam Randolf eine Idee. Beim nächstenmal füllte er den Eimer nur bis zur Hälfte und goß Wasser nach. Er schwenkte den Eimer, bis Dreck und Wasser sich gut vermischt hatten. Damit ging er an Deck, trat an den nichtsahnenden Olaf heran, der wohligh in die Sonne blinzelte, und goß den ganzen Kübel über dem hageren Gesicht mit der Hakennase aus.

Olaf sprang fluchend auf die Beine und schüttelte sich wie ein begossener Hund. Schmutzlinien durchzogen sein Gesicht. Das weißblonde Haar hatte sich zu aschgrau verfärbt. Und er stank wie eine Kloake.

Es dauerte geraume Zeit, bis er sich die Augen vom größten

Dreck gereinigt hatte. Als er wieder gucken konnte, sah er Randolph, schadenfroh grinsend, vor sich stehen. »Habt Ihr ein wenig Wasser abgekriegt, Sir?« fragte der Große scheinheilig. »Tut mir leid, Sir. Ich muß gestolpert sein.«

Olaf zitterte vor Wut am ganzen Körper. »Du bist der größte Schweinehund der Welt!« stöhnte er hohl. »Hast du verstanden?«

»Natürlich, Sir.«

»Dann wiederhole es! Sag laut, so daß es jeder hören kann, was du für einer bist!«

»Gern, Sir.« Randolph näherte sich Olaf, bis er ihm fast auf den Füßen stand. Leise begann er: »Ich bin der größte ...« Dann fuhr er mit dröhnender Stimme fort: »... Schweinehund ...«, um wieder flüsternd zu enden: »... der Welt.«

An Land horchten die Wikinger auf und blickten zur Frigga hinüber. Sie sahen, wie Randolph dicht vor Olaf stand, und hörten, daß er ihn mit mächtiger Stimme als Schweinehund bezeichnete. Gelächter erhob sich. Olaf war nicht gerade beliebt.

Indessen überlegte Olaf, der den Vorgang gar nicht begriffen hatte, wie er Randolph zur Strafe für den Dreckeimer noch tiefer demütigen könnte. Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Er grinste teuflisch und forderte: »Sag, daß deine Mutter eine verderbte Schlampe und Hure ist!«

Durch Randolphs hohe Gestalt lief ein Zucken wie ein Krampf. Einen Augenblick sah es so aus, als wolle er sich auf den Unterführer der Wikinger stürzen und ihn niederschlagen. Doch der Augenblick verging, und Randolph hatte sich wieder in der Gewalt. Gelassen sagte er: »Das werde ich nicht tun, Sir.«

»Was, du Hund, du wagst es ...«

»Ja, Sir, ich wage es. Denn meine Mutter ist eine ehrenwerte und angesehene Köhlersfrau!«

Olaf achtete gar nicht auf den Einwurf. »Deine Mutter ist eine verderbte Schlampe und Hure - gib es endlich zu!«

»Nein, Sir. Denn Ihr lügt!«

»Ein Wikinger lügt nie, Sklave! Du weißt, daß du mein

Leibeigener bist und jeden Befehl ohne Murren auf der Stelle ausführen mußt?«

»Das habt Ihr mir schon einmal gesagt, Sir.«

»Umso besser. Entweder erklärst du jetzt laut und deutlich, daß deine Mutter eine verderbte Schlampe und Hure ist - oder du springst kopfüber ins Meer!«

»Ich soll kopfüber ins Meer springen, Sir?« vergewisserte sich Randolf. Eine Antwort wartete er aber nicht ab, sondern wich bis an die Reling zurück und rannte plötzlich quer übers Deck an dem verdutzten Olaf vorbei. Dann sprang er mit lautem Schrei über die gegenüberliegende Reling. Ein Platscher verkündete, daß er ins Meer gefallen war.

Olaf erbleichte. »Dieser Verrückte!« Er rief zur Reling, über die Randolf verschwunden war, und schaute hinunter. Unten breiteten sich Ringe aus, immer weiter, immer weiter, bis sie im Sonnenschein, der auf dem Wasser lag, unsichtbar wurden.

Olaf beschattete die Augen mit der Hand und spähte voll Unruhe nach Randolf aus. Aber der tauchte nirgendwo mehr auf. Er blieb in der unheimlichen Brandung verschwunden. Wie die meisten kühnen Seefahrer konnten die Wikinger noch schlechter schwimmen als reiten. Niemand machte sich die Mühe, das Schwimmen zu erlernen. In ihrer Heimat im hohen Norden war das Meer fast das ganze Jahr über sowieso zu kalt. Und bei einem Schiffbruch war es besser, sofort zu ertrinken als erst nach langem quälenden Kampf mit den Wogen.

Verstohlen warf Olaf einen Blick zu den Wikingern am Strand hinüber. Sie schienen Randolfs Sprung und Verschwinden nicht bemerkt zu haben, denn es hatte an der dem Land abgekehrten Schiffsseite stattgefunden.

Doch was nützte es ihm! Früher oder später würde Hakon nach Randolf fragen. Der Mann war von hoher Bedeutung für sie alle. Als einer der beiden einzigen Eingeborenen, die bereit waren, sie zum Schloß Camelot zu führen. Ihr Pfadfinder. Ihr Garant für Eroberung, Raub und Reichtum!

In Olafs Nacken begann es zu kribbeln. Etwas zog ihm die Haut zusammen. Wer Hakons Pläne durchkreuzte, dem standen ungemütliche Tage bevor. Und Hakon war unberechenbar. Wenn er einen Tobsuchtsanfall bekam und die Doppelaxt gerade in der Nähe stand, dann war sogar der Hals des Schuldigen in Gefahr.

Olaf hatte Angst...

*

Vergeblich waren alle Versuche Haralds, das Gemüt Helgas heiterer zu stimmen.

Doch Harald wurde deswegen nicht ungeduldig. Er fühlte ihr nach, wie sehr sie die grausamen Bluttaten an Egbert und John verstörten. Und so wurde er nicht müde, ihr mit Höflichkeit und Verehrung zu begegnen.

Immerhin sah sie in ihm keinen Feind - das merkte er wohl.

Meist blieb Helga den ganzen Tag über stumm. Einmal aber brachen sich ihre Gefühle Bahn, und sie sagte zu ihm: »Warum müßtet ihr in unser Land kommen! Ihr seid Barbaren! Nichts ist euch heilig.«

»Deine Vorwürfe treffen mich tief«, erwiderte er ernst, »denn sie bestehen zu Recht. Dennoch darfst du uns nicht in Bausch und Bogen verdammen. Zwar mag es dir nach den schweren Erlebnissen so erscheinen, als seien wir eine Bande von Schlagetots und Mordbrennern. Aber dieser äußere Anschein trügt. Glaub mir: so viele schlechte Männer es unter uns gibt, so viele edle und aufrichtige wirst du finden, wenn du unbefangen umherschaut.«

Sie machte eine heftige Bewegung. »Aber ihr kamt doch, um zu erobern!«

»Das kann ich nicht leugnen«, gab er zu. »Aber sind wir deshalb verdammenswert? Brechen nicht Jahr für Jahr große Mengen gepanzerter und schwerbewaffneter Ritter aus deinem Lande auf, um die Sarazenen im fernen Morgenland mit Krieg zu überziehen? Jedenfalls wurde es mir so berichtet.«

»Aber das ist doch etwas ganz anderes!« begehrte Helga auf.

»Auf dich, Helga, wirkt es anders, weil es deine Landsleute sind. Deren Taten erscheinen einem immer im verklärten Licht.«

Helga bemühte sich um einen versöhnlichen Ton. »Laß uns nicht streiten, Harald! Du hast mir wahrscheinlich das Leben gerettet, und ich bin dir von Herzen dankbar. Ach, wenn doch alle Wikinger so wären wie du!«

Harald seufzte und zog es vor zu schweigen. Er konnte es sich nicht länger verhehlen: Er hatte sein Herz an die verwirrend schöne Fränkin verloren. Die ganze letzte Nacht hatte er von ihr geträumt. Oh, wie zärtlich und liebevoll war sie im Traum zu ihm gewesen! Sie hatte sogar eingewilligt, seine Frau zu werden und ihm nach der Eroberung Camelots in sein nördliches Heimatland zu folgen ...

Wiederum seufzte Harald. Voll Hingabe umfaßte sein Blick noch einmal die jugendlich verführerische Frauengestalt. Dann zog er sich zurück. Geduld, Harald, sagte er sich. Sei Draufgänger in der Schlacht und ein Schwärmer in der Liebe!

Lange Zeit saß Helga in Gedanken versunken. Sie dachte so fest an Harald, daß sie glaubte, Haralds streichelnde Hände auf ihrem nackten Körper zu spüren. Ein herrliches Gefühl, doch es war nur ein Traum. Dann belebte sich der sandige Platz zu ihren Füßen. Stimmen schwirrten. Leder knirschte. Peitschen knallten. Die Wikinger lernten reiten!

Und der Mann, der sich Philipp nannte, brachte es ihnen bei. Er ließ es an saftigem Hohn und Spott nicht fehlen.

Mit gemischten Gefühlen betrachtete Helga den schlanken, biegsamen Mann, der den König an die Landfremden verraten wollte. Sie überdachte die Geschichte, die er den Wikingern erzählt hatte.

Manches daran hatte echt geklungen. Es gab viele Ritter und Fürsten, die ihre Jagdrechte eifersüchtig wahrten und Übertreter mit harten Strafen belegten. Aber ausgerechnet Artus sollte ihn eines Hirsches wegen sechs Monate ins Verlies geworfen haben? Das konnte sie nicht glauben. Artus galt weit und breit, bei hoch und

niedrig als milde, nachsichtig und gerecht. Er verzieh lieber, als zu strafen.

Das war der schwache Punkt in Philipps Geschichte!

Während sie noch darüber nachsann, hatte sie den Reitlehrer der Wikinger nicht aus den Augen gelassen. Irgend etwas an ihm fesselte sie. Und plötzlich zuckte ihr der erhellende Gedanke durch den Kopf: den kenne ich!

Kannte sie ihn wirklich? Und woher? Er trug die Kleidung der Landbewohner des unteren Standes.

Aber seine Reitkunst, das herrische Auftreten, die eleganten Bewegungen und die höfische Sprache strafte seinen einfachen Anzug Lügen. Wie Schuppen fiel es Helga von den Augen. Dieser Philipp war nicht der einfache bäuerliche Wilderer, für den er sich ausgab. Er mußte - wie der arme John - ein Ritter sein!

Nachdem Egberts Tochter einmal zu diesem Schluß gelangt war, forschte sie genauer in den markanten Gesichtszügen des jungen Mannes, der die Wikinger wie dumme Schüler von oben herab behandelte. Immer bekannter, immer vertrauter erschienen sie ihr. Sie war sich schließlich ganz sicher, Philipp schon früher gesehen zu haben - sofern er überhaupt Philipp hieß und diesen Namen nicht nur zur Tarnung angenommen hatte.

Mehrmals lag ihr ein bestimmter Rittername auf der Zunge. Aber dann erschien ihr das zu unwahrscheinlich. Und doch ...

Vielleicht hatte er nicht nur die Kleidung gewechselt, sondern auch sein Gesicht geändert? Philipp war völlig bartlos. Helga schloß die Augen und versuchte, sich Philipp mit einem Bart vorzustellen. In Gedanken probierte sie alle möglichen Bärte durch.

Ein Backenbart? Nein.

Ein Vollbart? Lächerlich!

Was dann?

Vielleicht ein kurzer wohlgestutzter Kinnbart?

Ihr stockte der Atem - das war es! Ein kurzer weicher Kinnbart, der dazu verlockte, mit den Händen wie über Seide zu streicheln, zu schmeicheln ...

Ja, Philipp war niemand anders als Percy Heißblut, der Neffe des Wilhelmus von der Tafelrunde! Einer der kühnsten Ritter des Landes! Sie erinnerte sich lebhaft seiner Taten im Morgenlande, die von den fahrenden Sängern verherrlicht wurden. Dann schoß ihr das Blut in die Wangen, als sie seiner Abenteuer mit den fremdunheimlichen, sagenhaft schönen Sarazeninnen gedachte, von denen in den Kemenaten der Ritterburgen besonders gern gesprochen worden war.

Zugleich wurde ihr bewußt, daß Percy sich auf ein gefährliches Spiel eingelassen hatte. Vermutlich hatte er die Absicht, die Wikinger nicht nach Camelot, sondern in die Irre zu führen. Aber bereitete er damit nicht seinen eigenen Untergang vor? Sobald die Eindringlinge an ihm zu zweifeln begannen, würden sie ihn in Stücke hauen.

Er hatte gar keine Möglichkeit zu entkommen.

Ein Wunder, daß sie ihn bisher noch nicht durchschaut hatten! Seine Verkleidung dünkte Helga jetzt, da sie ihn erkannt hatte, äußerst dürftig.

Voll geheimer Ängste beobachtete sie die Vorgänge auf dem Reitplatz. Jeden Augenblick konnte ein Wikinger auf Percy zureiten und ihn anschreien: »Du bist ein Spion des Königs Artus! Gestehe - oder ich lege dir deinen Kopf zu Füßen!«

Doch nichts dergleichen geschah. Die Wikinger drehten fleißig ihre Runden - im Schritt, im Trab und im Galopp. Immer seltener erhob Percy die Stimme, um Fehler zu berichtigen.

Das mußte man den Seefahrern lassen - sie lernten schnell. Dank der enormen Körperkräfte, über die fast jeder von ihnen verfügte, zwangen sie den Rössern über Zügel, Oberschenkel und Peitsche rasch ihren Willen auf. Kein Pferd wagte mehr aufzumucken. Helga begann zu fürchten, daß die Eindringlinge schon jetzt den Rittern auch zu Pferde überlegen waren. Das Gewicht der schweren Rüstungen beeinträchtigte nämlich Schnelligkeit und Beweglichkeit der Ritterpferde.

Bei den Wikingern galt es dagegen als Zeichen grenzenloser

Feigheit, sich durch Eisenpanzer zu schützen. Nur den Helm, den Büffelhörner schmückten, gestatteten ihre ungeschriebenen Ehrenregeln. Sie machten sich deshalb auch bei jeder Gelegenheit über die knirschende Panzerung ihrer Gegner lustig.

Gerade jetzt hatten sie drei erbeutete oder gestohlene Rüstungen an Pfähle gebunden und vergnügten sich damit, im schnellen Vorbeireiten mit ihren Doppeläxten auf die leeren Eisenkleider einzuschlagen. Dank ihrer Kraft und der scharfen Waffenschneiden durchschlug fast jeder Hieb die Harnische, Arm- oder Beinschienen. In kurzer Zeit waren die eben noch so kunstvoll geschmiedeten Rüstungen plattgehämmert, durchlöchert und zerbrochen.

Nachdem die berittenen Wikinger so ihren Mut gekühlt hatten, versammelten sie sich um die schmählichen Reste der Panzer, zeigten einander die Spuren ihrer Hiebe und spotteten über die Franken, »die ihre schwächlichen Körper in nutzlosem Metall einsperren.«

Wie auf einen lautlosen Befehl wandten sich plötzlich alle davon ab und blickten gespannt landeinwärts. Von daher erschallten laute Jubelrufe. Auch Helga hatte sie vernommen.

Wenig später brach ein berittener Trupp von dreißig Wikingern aus dem Küstenwald und kam im Galopp auf den Lagerplatz zu. Sie trieben Dutzende von reiterlosen und verängstigten Pferden vor sich her.

Vornweg jagte, an seinem blanken Schädel weithin zu erkennen, Thors Hammer. Er gebärdete sich am ausgelassensten von allen und knallte unentwegt mit der Peitsche. Er saß zu Pferde, als sei er auf Pferderücken geboren.

»Hohoho!« schrie Thors Hammer.

Hakon hatte sie auf einen Streifzug ausgeschiedt, um weitere Reittiere zu beschaffen. Sie brachten stattliche Beute zurück.

Alle starteten neugierig auf die wild anbrausende Kavalkade.

Auch Percy Heißblut, den die Wikinger nur unter dem Namen Philipp kannten. Seine ungeteilte Aufmerksamkeit galt einem einzelnen Pferd, das allerdings durch rassige Schönheit unter allen

hervorstach.

Es war ein schwarzer Hengst. Nur ein weißer Streifen über dem Widerrist und Blässen an den Fußgelenken deuteten daraufhin, daß es sich um keinen echten Rappen, sondern um einen seltenen Rappschimmel handelte. Ein junges Tier, dessen Fell sich mit fortschreitenden Lebensjahren immer mehr in strahlendes Weiß verwandeln würde.

Der edle Körperbau, die schlanken hohen Beine und der feingeformte Kopf wiesen den Hengst als arabischen Vollblüter aus.

Percy gab es einen Stich ins Herz ...

Es war Samum! Sein Samum, den er im Turnier an Ritter Roland verloren hatte!

*

Bei der Verteilung der erbeuteten Tiere kam es unter den Wikingern zu heftigem Streit. Mindestens ein Dutzend von ihnen wollten Samum für sich haben - das Pferd, das durch seine edle Haltung und Schönheit allen ins Auge stach. Mit hochroten Köpfen schrien sie ihre Ansprüche heraus:

»Ich habe den Hengst als erster entdeckt!«

»Ich habe ihn als erster berührt!«

»Ich riß ihn dem Franken, dem er gehörte, aus der Hand!«

»Ich verjagte den Franken, der ihn nicht fahren lassen wollte!«

»Ich habe den Kerl noch eine Meile weit verfolgt!«

»Ich faßte dem Pferd als erster am Zügel!«

»Ich saß zuerst auf seinem Rücken!«

So versuchten sie einander auszustechen. Sie ereiferten sich immer mehr. Bald mischten sich auch andere Wikinger ein, die nicht an dem Streifzug teilgenommen hatten. Sie machten ebenfalls Ansprüche geltend. Weil sie gute Reiter seien. Weil sie von diesem Hengst in der letzten Nacht geträumt hätten. Weil ihre Häuser daheim von zwei schwarzen Pferdeköpfen aus Holz gekrönt seien. Und was es noch an guten oder weniger guten Gründen geben mochte.

Bald hoben sich die Kriegerhände. Männer standen sich mit geballten Fäusten gegenüber und brüllten sich Beschimpfungen ins Gesicht. Schon drohte eine allgemeine Schlägerei auszubrechen.

Da erschien Hakon Scharfaxt auf dem Plan und schaffte Ordnung. Die Fäuste sanken herab. Die Schreie verstummten. Köpfe senkten sich.

»Worum streiten sich meine Krieger?« wollte Hakon wissen und machte ein finsternes Gesicht. »Weshalb schreien sie wie die Weiber bei der Wäsche am Fluß durcheinander?«

Thors Hammer trat zu ihm und zeigte ihm den arabischen Hengst. »Unter meiner Führung«, berichtete er stolz, »eroberte die Horde dieses prächtige Roß. Verständlich, daß jeder gern darauf reiten möchte. Aber nur einem kann es gehören. Dem Würdigsten! Du, Hakon, magst ihn bestimmen!«

Und er warf sich in die breite Brust. Er war sich völlig sicher, daß Hakon ihm den Hengst anvertrauen würde. War er nicht der Anführer der Horde? War er nicht ihr bester Reiter? War er nicht überhaupt der stärkste und darum würdigste Krieger?

Gespannt erwartete er Hakons Entscheidung. Er war sich des Risikos bewußt, das er einging. Denn hätte Hakon den Araber für sich beansprucht, wäre kein Widerspruch möglich gewesen. Auf der langen, gefährvollen Reise vom hohen Norden und vor allem während ihres Aufenthalts bei den kriegerischen Angelsachsen hatte Hakon seine Fähigkeiten als kundiger Anführer so überzeugend nachgewiesen, daß er bei allen Wikingern hohen Respekt genoß.

Aber Hakon war mit Egberts Dunkelbraunem, den er gleich übernommen hatte, vollauf zufrieden. Den breiten Rücken dieses ruhigen und verlässlichen Tieres mit dem unsicheren Sitz auf dem feurigen Renner vertauschen? Daran dachte er nicht.

Doch sprach er den Vollblüter auch nicht ohne weiteres Thors Hammer zu. Nein, Hakon hatte eine viel bessere Idee.

Er plante, die Gelegenheit zu einem sportlichen Wettkampf zu nutzen. Solcherlei Abwechslung bedurfte das Wikingerheer nach dem langen Fernsein von der Heimat durchaus. Auch würde die

Erregung des Streitens die Männer in die richtige Stimmung für den gefährvollen Ritt zum Schloß Camelot versetzen.

So dachte Hakon Scharfaxt, und unverzüglich verkündete er seinen Entschluß. »Dieses außerordentliche Pferd soll einem Krieger gegeben werden«, rief er laut, »der von allen die meiste Gewandtheit besitzt, um ihn vorzüglich zu reiten. Wer von euch, Männer, nimmt teil am Königsspringen?«

Kaum sind die Worte verklungen, da bricht Jubel aus. Und Hakon weiß, daß er - wieder einmal - sein Volk richtig beurteilt hat. Er hat seinen Nerv getroffen. Das Lager gärt vor Erregung. Die Vorfreude auf den seltenen Wettkampf ist groß.

Es melden sich an die 100 Krieger.

Das Königsspringen ist eine alte nordische Sitte. Es geht darum, welcher Krieger mit einem Satz die meisten Pferde, die Kopf an Kopf nebeneinandergestellt werden, überspringen kann.

Nur Thors Hammer ist niedergeschlagen.

Der Stärkste der Wikinger, der Kraftmensch, der mit der bloßen Faust ein Pferd töten könnte, hat bei diesem Wettkampf keinerlei Aussichten. Sein ungeheurer Körper ist viel zu schwer, als daß er sich vogelgleich in die Hüfte schwingen könnte.

Groll malt sich in seinen Zügen. Bittere Wörter drängen sich ihm auf die Zunge. Doch er hält an sich und schweigt. Dann fällt sein Blick auf Percy, und sogleich fällt ihm eine List ein.

Berechnend musterte er den schlanken Körper des Franken. »He, junger Mann«, sagt er freundlich, »wie steht es denn mit dir? Kannst du nicht springen? Getraust du dich, an dem Streit teilzunehmen?«

In Percys Augen glimmt ein Funke auf. »Warum nicht, Thors Hammer?«

Erleichtert lächelt der Hordenführer und tätschelt dem anderen die Schulter. »Gut so. Du gefällst mir, Philipp. Es soll auch dein Schaden nicht sein. Gib dir Mühe! Strenge dich an! Sieh zu, daß du den Sieg erringst! Wie du gewachsen bist, springst du bestimmt wie eine Wildkatze.«

»Ich werde mein Bestes tun.«

»Das rate ich dir auch. Wehe, du nimmst diese Aufgabe auf die leichte Schulter! Ich will, daß du gewinnst. Dann hast du bei mir einen Stein im Brett! Das bedeutet viel. Und einen goldenen Dukaten gewinnst du obendrein, den du Hungerleider, der im Verlies schmachtete, noch nie gesehen hast. Der Araber - versteht sich - gehört dann mir. Denn du springst an meiner Statt.«

»Versteht sich«, erwidert Percy gehorsam. Doch seine Gedanken gehen einen anderen, eigenwilligen Weg.

Und nun beginnt der nordische Wettkampf. Noch geht es lustig zu. Der Sprung über ein einzelnes Pferd, den ein Schiedsrichter am Zügel hält, gelingt den meisten Teilnehmern leicht.

Nur wenige scheitern.

Einige zeigen sogar besondere Kunststücke. Sie stoßen im Flug Jubelrufe oder Kampfschreie aus, die brausenden Beifall hervorrufen. Andere nehmen nur drei oder gar nur zwei Schritte Anlauf und schaffen den Hochsprung doch mit leichter Mühe. Vier besonders gelenkige Burschen vollführen über dem Pferderücken zur allgemeinen Belustigung noch eine Luftrolle.

Von der Frigga her nähert sich Olaf. Er hat sich, als Hakon auf dem Schauplatz erschien, zunächst vorsichtig zurückgezogen. Auch jetzt hält er sich noch verstohlen im Hintergrund. Wehe, wenn es Hakon einfällt, nach Randolf zu fragen!

Doch der Kampf um den wunderbaren Araber reizt auch Olafs Begier. Wie schön wäre es, wenn er gewänne! Ohne sich zu überschätzen, weiß Olaf, daß er gute Aussichten hat. Mit seiner hageren Gestalt, seinen langen Spinnenbeinen und dem kurzen Oberkörper gehört er bestimmt zu den zehn besten Springern des Heeres. Vielleicht sogar zu den drei besten.

Und warum sollte er nicht der allerbeste Springer sein?

So reiht sich Olaf schweigend in die Schlange der Teilnehmer ein, nimmt, als er dran ist, fünf lange, lange Schritte, steigt hoch empor, überquert leicht den Pferderücken und landet mit einer Kniebeuge auf der anderen Seite des Tieres.

Hakon, der sich gerade mit ein paar Freunden unterhält, hat Olafs

Vorführung gar nicht gesehen. Umso besser, denkt Olaf, und schleicht sich davon, um sich hinter den breiten Rücken anderer Kameraden in den Sand zu setzen. So bereitet er sich auf den nächsten Sprung vor.

Percy verfolgt das Springen in gelangweilter Haltung. Er macht selber keine Miene, zu einem Sprung anzusetzen. Jetzt sind es nur noch drei Wikinger, die auf ihre Bewährung warten. Der erste läuft an, springt ab, kommt nicht hoch genug, bleibt mit beiden Beinen am Pferderumpf hängen und fällt hinunter. Ärgerlich ergreift er eine Handvoll Sand und wirft sie gegen das Tier. Er hat es nicht geschafft. Er ist wie dreißig andere Leidensgenossen ausgeschieden.

Jetzt ist der vorletzte Springer an der Reihe. Sicher überfliegt er die Höhe. Und jetzt der letzte! Der heißt Knut und ist mit sieben Fuß Höhe der längste Wikinger im Frankenland. Als er springt, sieht es aus, als spazierte er nur mit einem überlangen Schritt über das Hindernis hinweg. Höchstens ein Hüpfchen ist das für den ungeheuer langen Kerl.

»Philipp!« ruft da ärgerlich Thors Hammer. »Willst du nicht springen?«

»Über ein einziges Pferd?« ist Percys Antwort. »Das machen bei uns zuhause schon die Kinder! Ich denke nicht daran, mich auf Kinderspiele einzulassen.«

Thors Hammer schweigt. Er wirft ihm einen merkwürdigen Blick zu, der zwischen Anerkennung und Mißtrauen die Waage hält.

Das zweite Pferd wird herangeführt und Kopf an Kopf, Bauch an Bauch neben das erste gestellt. Noch siebzig Wikinger sind im Wettbewerb.

Wind kommt auf. Die Wolken beeilen sich. Sie schieben sich über die Sonne. Der erste Teilnehmer, der gerade springen soll, zögert. Rufe der Ungeduld werden laut. Der Springer protestiert. Er verlangt, daß die Pferde anders gestellt werden. Er will den Wind im Rücken haben und nicht schräg gegen ihn anspringen.

Die Schiedsrichter weigern sich. So wie sie ihre Pferde halten, so soll es gelten. Daraufhin ruft der Springer Hakon als Schlichter an.

Der entscheidet nach kurzer Überlegung zu seinen Gunsten. Sofort gehorchen die Schiedsrichter und drängen die beiden Pferde in die gewünschte Richtung.

Nun ist der Sprung leichter - mit dem Wind als Helfer im Rücken!

Doch dem Mann, der eben seinen Willen durchgesetzt hat, nützt das gar nichts. Auch der Rückenwind hilft ihm nicht hinüber. Er kommt viel zu flach ab und endet zwischen den Hufen der beiden Pferde. Kleinlaut krabbelt er heraus. Ihn empfängt schadenfrohes Gelächter.

Aber er bleibt mit seiner Enttäuschung nicht lange allein. Kaum jeder zweite bezwingt die doppelte Hürde. Dabei nehmen sie es diesmal schon ernster, die Bewerber. Niemand stößt mehr Jubelrufe und Kampfschreie aus. Niemand will mehr durch Kapriolen glänzen.

Unter denen, die es schaffen, sind auch Olaf und Knut, der mit aufreizender Leichtigkeit über die beiden Pferde schwebt. Ja, er schwebt - anders kann man es nicht nennen.

Und wieder rührt Percy sich nicht von der Stelle.

Auf Thors Hammers Stirn bilden sich senkrechte Falten, als er seinen Schützling anfährt: »Nun los, Philipp! Zeig endlich, was du kannst!«

»Über zwei Pferde?« fragt Percy gelangweilt und gähnt. »Das machen hierzulande schon die Jünglinge, die noch mit keinem Mädchen geschlafen und keinem Feind ins Weiße des Auges geblickt haben. Soll sich ein Mann an der Kunst von solchen Jünglingen erproben?«

»Bei wievielen Pferden?« fragt Thors Hammer halb überzeugt, halb schwankend, »beginnt denn für dich das Spiel der Männer?«

»Bei vieren«, entgegnet Percy.

»Und vorher gedenkst du nicht zu springen?«

»Selbstverständlich nicht.«

Thors Hammer baut sich dicht vor ihm auf. Sein massiger Körper überschwemmt den Jungen fast. »Merk dir eins, Philipp«, sagt er. Seine Stimme ist kaum lauter als ein Flüstern. Aber die Drohung darin ist so scharf, daß Percy am liebsten einige Schritte zurückgewi-

chen wäre. »Scheiterst du an dem Sprung über vier Pferde, dann Sorge ich dafür, daß du nie wieder springen wirst - nicht einmal über ein blutjunges Fohlen!«

Da erschauert Percy.

Nun stehen drei Pferde nebeneinander. Und die meisten der 26 Wikinger, die den 2-Pferde-Sprung eben erledigt haben, scheitern hier. Sie scheiden aus. Nur noch sieben bleiben im Wettbewerb. Es sind durchweg baumlange, hagere Burschen mit weicher, dehnbarer Muskulatur. Knut ist natürlich dabei - und Olaf. Aber der schafft es nur mit Mühe und Not. Er streift das letzte Pferd und fällt hart auf den Bauch.

Thors Hammer ist nicht mehr von Percys Seite gewichen. Nun beginnt der seltene 4-Pferde-Sprung. Zwei der Baumlängen, Hageren schaffen es nicht mehr. Da stößt Thors Hammer mit dem Ellbogen Percy in die Seite.

»Nun bist du dran!«

»Noch nicht«, erwidert Percy ungerührt.

Und er beobachtet mit kritischem Blick, wie Olaf Anlauf nimmt - einen langen, langen Anlauf, als wolle er einen Langlauf starten. Als hätte Percys Verweigerung ihm Flügel verliehen, so großartig überquert Olaf jetzt die vier Pferderücken. Es ist ihm ein viel besserer Sprung gelungen als der vorher beinahe mißglückte über drei Pferde.

Es ist still geworden. Auch die Witzereißer sind verstummt, die eben noch große Töne spuckten. Spannung liegt über dem Heer.

Wer ist der nächste Springer?

Die sechs Anwärter zögern. Keiner bringt den raschen Mut Olafs auf. Einer blickt lauernd auf den anderen. Jeder möchte jetzt gern dem Mitbewerber den Vortritt lassen. Keiner entschließt sich zur Tat.

Percy fängt einen gebieterischen Blick von Thors Hammer auf. Achselzuckend sagt er: »Nun, dann muß ich ja wohl.« Und er stellt sich zehn Klafter entfernt vom Hindernis der Gäule zum Anlauf auf.

Da erkennen die übrigen Teilnehmer, daß sie einen neuen Konkurrenten haben. Keiner von ihnen ist damit einverstanden. Sie

verstellen ihm den Anlauf. Sie drängen ihn weg. Unter allen Umständen wollen sie ihn am Sprung hindern. Er gehört nicht dazu! Er ist ein Franke!

Und der baumlange Knut, der sieben Fuß mißt, ruft zu Hakon gewandt: »Der Franke hat bei uns nichts zu suchen!«

»Doch!« widerspricht Thors Hammer scharf. »Philipp springt an meiner Statt!«

Zornig dreht Olaf sich um. Sieht er seinen Sieg in Gefahr? So aufgeregt wirkt er, als wolle er auf den wuchtigen Thors Hammer losgehen.

Da hebt Hakon den Arm. Sein rotes Haar leuchtet über dem zerstrittenen Volk.

»Keinen Streit!« befiehlt Hakon.

Und er weist Olaf zurecht. Olaf, den kühnen Springer. Olaf, den Hakennasigen mit der hohlen Stimme. Olaf, der den Franken Randolf als leibeigenen Sklaven behandelte.

»Olaf«, sagt Hakon, »du hast unrecht. Wohl ist Philipp kein geborener Wikinger. Aber erst vor wenigen Tagen hat er unsere Probe bestanden. Seitdem betrachte ich ihn als Ehren-Wikinger, und er genießt dieselben Rechte wie wir alle. Ein Wikinger ist tapfer und klug. Philipp ist beides. Seine Tapferkeit beweist er, indem er sogleich vier Pferde zu überspringen sich erkühnt. Seine Klugheit zeigt er dadurch, daß er die ersten drei Sprünge ausließ, um mit frischen Kräften den Sieg anzustreben.«

Diese Ansprache stellt Thors Hammer zufrieden. Aber Olaf verzieht den Mund und blickt trotzig zu Boden.

Hakon fährt fort: »Kein Wikinger soll sich Philipp überlegen dünken. Denn er will unternehmen, was keiner von uns vermöchte. Er führt uns zum Schloß Camelot!«

Hoffentlich fragt er mich jetzt nicht nach Randolf, denkt Olaf.

Nach den letzten Worten Hakons hat sich Percy in Bewegung gesetzt. Seine Schritte sind leicht und schwebend. Es sieht so aus, als berühre er kaum den Boden. Und wie ein Pfeil von der Sehne fliegt, so schnellt er sich empor, steigt hoch über die Pferde ...

Doch am höchsten Punkt seiner Sprungkurve fordert jäh die Schwerkraft ihr Recht. Jeglicher Auftrieb ist dahin. Wie ein Stein fällt der eben noch so Federleichte. Der anfängliche Schwung hat nicht ausgereicht.

Thors Hammer knirscht mit den Zähnen.

Doch im letzten Augenblick, als Percy schon auf dem vierten Pferd zu landen droht, vollführt er eine seltsame Schnepperbewegung. Und die führt ihn elegant über das Roß hinweg. So bringt er den Sprung erfolgreich zu Ende.

Thors Hammer entspannt sich, tritt zu seinem Mann und klopft ihm anerkennend auf die Schulter.

Nacheinander probieren es nun die sechs Wikinger. Zur großen Enttäuschung ihrer Freunde versagen fast alle, einer nach dem anderen. Nur der lange Knut bezwingt diese Hürde - aber der ist ja beinahe ein Riese.

Jetzt beginnen die Übriggebliebenen mit den fünf Pferden. Hier kommt für Olaf das entmutigende Aus. Er stürzt schwer und prellt sich das Rückgrat. Stöhnend krabbelt er zwischen den Tierbeinen herum, flucht und humpelt zur Seite.

Ein Jubelschrei läßt ihn zusammenzucken. Mit der gleichen überraschenden Streckbewegung wie vorhin hat Percy auch die fünf Pferde überflogen. Nun liegen die Hoffnungen der Wikinger - ausgeschlossen die von Thors Hammer - auf Knut. Der zögert diesmal lange. Immer wieder nimmt er lauend Aufstellung, wippt auf den Fußballen vor und zurück - und kann sich dann doch nicht zum Sprung entschließen.

Es ist, als sei ihm aller Mut vergangen.

Einmal macht er sogar kehrt und verlegt den Beginn seines Anlaufs um mehrere Schritte zurück.

Die Wikinger spüren seine Mutlosigkeit. Sie versuchen, ihm zu helfen. Anfeuerungsrufe werden laut.

»Nun spring doch!«

»Du schaffst es!«

»Nur frisch drauf zu!«

Diese Rufe bewirken tatsächlich, daß Knut sich aus der seelischen Erstarrung löst und mit tastenden Schritten auf die Pferde zuläuft. Auch die Schiedsrichter unterstützten seinen Versuch. Nach kurzer Beratung haben sie die geduldigen Tiere noch enger zusammengedrückt, als sie vorher bei Percy standen. Und das macht sich deutlich bemerkbar. Ohne Schwierigkeiten beendet Knut den Sprung, vor dem er so lange zögerte.

Die Entscheidung liegt jetzt nur noch zwischen Percy und Knut. Olafs Gesicht wird immer ärgerlicher. Denn nun kann er keinen Anspruch mehr auf Samum erheben, in den er sich beim ersten Anblick verliebt hat. Insgeheim verflucht er Thors Hammer, der sich einen so fähigen Springer wie den schlanken Einheimischen gesichert hat.

Wie absichtslos schlendert Hakon zu dem immer noch humpelnden Olaf hinüber, der sich den schmerzenden Rücken reibt. Plötzlich stellt der Heerführer eine scharfe Frage, bei der Olaf zusammenzuckt. »Wo verbirgt sich eigentlich Randolph?« lauten die Worte, die Olaf einen Schauer über den Nacken jagen.

Hilfesuchend schaut er sich um. Er wünscht sich in diesem Augenblick weit weg, in ein fernes Land, wo ihn Hakons schwere Hand nicht erreichen könnte. Wie verängstigte Wiesel huschen seine Augen hin und her. Die Wahrheit kann er dem Heerführer nie gestehen - er gefährdete sein eigenes Land.

Da sieht er eine Bewegung am Rande der Zuschauermenge. Ein Arm hebt sich wie zum Gruß in die Höhe. Und eine wohlbekanntete Stimme ruft: »Hier bin ich, Wikinger!«

Olaf schaut Randolph an wie einen, der aus dem Schattenreich der Toten zurückkehrt. Er weiß ja nicht, daß Randolph wie ein Fisch schwimmen kann. Zwar hat er es bisher nur in Flüssen und Seen geübt, aber das Meer bot ihm keine Schwierigkeiten. Die Strömung trieb ihn rasch so weit von der Frigga weg, daß Olaf ihn nicht mehr erblickte und glaubte, er sei elendiglich ertrunken.

Dann ließ sich Randolph gemächlich von der Brandung an Land tragen, legte sich am Strand nieder und kostete die trocknenden,

wärmenden Strahlen der kräftigen Herbstsonne weidlich aus. So kehrt er von seinem Schwimmausflug, den Olaf schon als tödlich ansah, frisch und munter zurück.

Er sieht sogleich, was hier im Gange ist: ein Wettspringen. Und das reizt ihn. Das ist etwas nach seinem Herzen.

Und ehe es sich die meisten versehen, läuft er auf den Wall der Pferde zu und schwingt sich darüber hinweg, als sei das gar nichts Besonderes. Staunend sehen es die Wikinger, und gegen ihren Willen entschlüpfen ihnen Rufe der Bewunderung.

Percy lächelt ein wenig säuerlich.

Knut wird wieder nervös. Unruhig trabt er auf und ab.

Die Entscheidung über den neuen Besitzer von Samum wird also erst bei dem Satz über sechs Rösser fallen! Das nennt man den Königssprung. Seit Menschengedenken ist keiner bekannt, der diese unerhörte Leistung vollbracht hätte. Nur in der Sage wird davon berichtet, von Halbgöttern in ferner Vorzeit.

Randolfs Auftauchen behagt Thors Hammer überhaupt nicht. Schon sieht er in ihm den fähigsten Gegner - gefährlicher als Knut, der bisher im Hochsprung für unschlagbar galt. Immer wieder betrachtet der breitgebaute Wikinger den Neuankömmling und vergleicht ihn mit seinem eigenen Mann Percy, der für ihn immer noch Philipp heißt. Nun ist er seines schließlichen Sieges nicht mehr so sicher.

Aber warum schleicht sich Thors Hammer plötzlich unter die Schiedsrichter, die in Erwartung der Entscheidung jetzt zu sechsen sind, von denen jeder ein Pferd am Zügel hält? Was beratschlagt er im verschwörerhaften Flüsterton mit ihnen?

Als Thors Hammer seinen alten Platz wieder einnimmt, strahlt er Zufriedenheit aus. Herausfordernd blickt er in die Runde. Die breiten Schultern hält er so trotzig, als habe sein Mann den Sieg schon errungen.

Als erster springt Knut. Diesmal hat er sich weniger lange konzentriert. Vielleicht ist das ein Fehler. Denn er hat Pech. Ihm mißlingt alles. Schon beim Absprang gleitet sein Fuß aus. So trägt

ihn der jäh gestörte Aufwärtsschwung nur über die ersten beiden Pferde. Dann fällt er auf das dritte, das erschrocken das Hinterteil hochreißt und mit den Beinen auskeilt.

Knut rutscht herunter. Noch am Boden wird er von den Hufen der unruhig werdenden Tiere mehrmals getroffen.

Knut steht nicht mehr auf. Seine Freunde eilen zu ihm. Er hat die Augen geschlossen. Sein Gesicht ist schmerzverzerrt. Ein Rinnsal Blut verläuft von der Schläfe zum Kinn. Er scheint bewußtlos.

Als sie ihn aufheben, stöhnt er leise, schlägt aber die Augen nicht auf. Doch er scheint immer noch Schmerzen zu haben. Sie schaffen ihn an Bord der Frigga und betten ihn auf ein Fellager.

Percy hat der Vorfall nicht beeindruckt. Als noch keiner damit rechnet, hat er den Anlauf, den wichtigsten, den entscheidenden schon mit frischem Mut begonnen. Immer wieder besticht die Leichtigkeit seines seidenweichen Laufs. Man muß schon sehr scharf aufpassen, um überhaupt zu sehen, daß er den Boden berührt.

Helga betrachtet ihn verzückt. Das Herz geht ihr auf, wenn dieser schöne Jüngling in Aktion ist. Wie ein Liebling der Götter erscheint er ihr bei seinem Aufbruch zur legendären Leistung des Königsprungs.

Den richtigen Absprang erwischt Percy mit nachtwandlerischer Sicherheit. Problemlos setzt er das Anlaufstempo in Sprangkraft um. Vogelhaft steigt Percy empor. Und wieder läßt die Höhe, die er dabei erreicht, jedermann staunen.

Du schaffst es! betet Helga stumm und inbrünstig mit flammendem Herzen. Mein süßer, todeskühner Held, du bist zum Siegen geboren!

Wie bei den beiden vorangegangenen Sprüngen Percys tritt der kritische Moment im Scheitelpunkt seiner Steigkurve ein. Denn was er an Höhe herausholt, fehlt ihm an Weite. Doch diesmal warten sie schon alle gespannt auf den blitzraschen Schnepfer, mit dem er zweimal die Gefahr des Mißerfolgs bannte.

Und der Schnepfer kommt, fährt durch Percys Körper, streckt ihn und schnellt ihn vorwärts. Ganz schmal und schnittig wird seine Silhouette.

»Er schafft es!« bricht es laut über Helgas Lippen. Ihre Freude ist riesengroß. In diesem Moment vergißt sie sogar die Leiden der Gefangenschaft, in der sie sich befindet. Percy macht die kühnsten Träume wahr!

»Er schafft es!« verkündet Thors Hammer stolz und breitbrüstig. »Er erobert Samum für mich!«

>Er schafft es!« jubelt es rings von den Zuschauern, die ihren Groll über den dreisten Franken längst überwunden haben.

Doch alle irren sich. Die Wirkung des Schneppers reicht nicht aus. Percy erkennt die enttäuschende Wahrheit als erster. Er resigniert sofort. Und dreht sich geistesgegenwärtig in der Luft, um keinen Unfall wie Knut zu erleiden.

Dreht sich um die Längsachse, spreizt die Beine und sitzt zu aller Verblüffung plötzlich in Reiterhaltung auf dem sechsten, dem letzten Pferd in der Reihe.

Bedauerndes Raunen unter den Wikingern ist die Folge. Aber einige lachen auch. Nun ist der freche Franke doch gescheitert!

Helga seufzt abgrundtief. Der arme Percy, denkt sie voll Mitleid. So kurz vor dem Ziel abgefangen zu werden! Welch ein Pech! Sie möchte am liebsten zu ihm eilen und ihn trösten. Möchte ihn in die Arme nehmen und ihn so innig küssen, daß die Gegenwart versinkt und alle Enttäuschungen der Welt gegenstandslos werden.

Thors Hammer zieht unwillkürlich den Kopf ein. Dieses Ende kam unerwartet. Doch er überlegt rasch und logisch. Noch ist nichts verloren. Auf jeden Fall hat sein Percy besser abgeschnitten als Knut, der davongetragen werden mußte. Alle Schiedsrichter werden sich für Percy entscheiden, der eben, schon wieder hochmütig lächelnd, vom Pferd absitzt.

Aber noch kann Randolph die große Überraschung bringen. Randolph, Olafs Mann! Doch für diesen Fall hat Thors Hammer schon seine Maßnahmen getroffen. Er zweifelt nicht an ihrer unbedingten Wirksamkeit.

Aller Augen ruhen jetzt auf Randolph. Kerzengerade steht der große Mann, dem das goldbraune Haar wie ein Helm den Kopf mit dem

noch faltenlosen Gesicht umschließt, etwa zwanzig Klafter vor dem Pulk der sechs Pferde. Er steht ganz ruhig, entspannt und völlig locker. Aber sein Blick, mit dem er Entfernung und Größe der Aufgabe schätzt, ist hellwach.

Ja, er ist die Ruhe selbst.

Nun hebt er den Arm und läßt die Augen rings im Kreis umherwandern. »Hört mich, Wikinger!« ruft er mit metallenen klingender Stimme. »Schaut auf mich! Ich zeige euch etwas, was noch nie jemand von euch mit eigenen Augen sah und wohl auch nie wieder sehen wird. Nur die Barden berichten darüber, und es klingt wie ein uraltes Märchen. Ich mache den Königssprung!«

Die anspruchsvolle Kühnheit dieses Mannes verschlägt vielen den Atem. Wie sicher er sich seiner Sache fühlt! Das ist keine leere Prahlerei. Kein Zweifel an der eigenen Tüchtigkeit scheint sich in seiner Brust zu regen.

Mit Wohlgefallen ruht nun auch Olafs Blick auf ihm. Olaf, sein Quälgeist, der die niedrigsten Arbeiten für ihn auswählte, schwört sich zwischen zwei Atemzügen, ihn von jetzt an wie einen Bruder zu behandeln - den Mann, der ihm das schönste und feurigste Roß des Landes gewinnen hilft.

Thors Hammer streicht sich langsam über den kahlen Kopf. Als er die Hand zurückzieht, ist sie naß vor Schweiß.

In die Stille schlägt Randolfs Stimme wie ein Gong: »Paßt gut auf, Wikinger! Denn jetzt ist es soweit! Laßt euch nichts entgehen! Noch wenn ihr alt und grau seid und eure Zunge nur an wenige lockere Zähne stößt, werdet ihr eure Kinder und Kindeskinde mit dem Bericht von diesem Ereignis fesseln!«

Noch einmal vergewissert sich der stolze Sprecher, daß wirklich alle Aufmerksamkeit ungeteilt auf ihn gerichtet ist. Dann folgt sein Anlauf. Dieser Anlauf ist nicht so schwerelos schwebend wie Percys war. Er ist geballte Kraft, die sich in einem ungeheueren Sprung entlädt.

Als er fern aller Schwerkraft über den sechs Pferden dahinfliegt, da weiß jeder, der Zeuge dieses unvergleichlichen Augenblicks wird:

einen schöneren Sprung wird es nie wieder geben!

Randolf macht das versprochene Märchen wahr. Er verwandelt eine Sehnsucht, eine Legende in Wirklichkeit.

Ohne je in Schwierigkeiten zu gelangen, vollendet er, was Knut und Percy mißlang.

Und doch soll er nicht der Sieger sein ...

Denn noch bevor sein Fuß wieder Boden faßt, geschieht Ungeheuerliches!

*

In den Händen von zwei Schiedsrichtern blinken plötzlich die berüchtigten Doppeläxte auf. Sie müssen sie irgendwann vorher, als niemand auf sie achtete, unter ihrer Kleidung verborgen haben.

Jeder schlägt einmal zu - gnadenlos.

Und zwei der sechs Pferde wanken und brechen getötet, entseelt zu Boden. Vom Blutgeruch erschreckt, bäumen sich die übrigen in den Händen der anderen Richter auf.

In Thors Hammers erstarrte Gestalt kommt Bewegung. Er geht gemessen, seiner Sache sicher, zu Hakon hinüber. Als wäre es das Selbstverständlichste unter der Sonne, fordert er: »Der Araber gehört mir! Philipp hat ihn mir ersprungen.«

»Zurück!« heult Olaf mit hohlem Klang. Er ist vor Wut außer sich. Deshalb also tuschelte Thors Hammer vorher mit den Schiedsrichtern, die die Pferde hielten! Er hat sie vor aller Augen bestochen. »Der Araber ist mein! Randolf schaffte den Königssprung!«

»Lügner!« donnert Thors Hammer. »Dein Randolf sprang nicht über sechs, sondern nur über vier Pferde! Jeder kann es sehen. Sieh auch du hin! Zwei Gäule liegen tot am Boden. Und wer seine gesunden Sinne beisammen hat, wird ein totes Pferd nicht zählen - so wenig«, und er sieht ihn mit geheimer Drohung an, »ein toter Mann im Strom der Lebenden zählt!«

»Das ist ein schmutziger Trick!« keucht Olaf. Die ohnmächtige

Wut preßt ihm fast die Kehle zu. Seine Worte kommen wie aus einer tiefen unterirdischen Höhle.

Doch mag es der schmutzigste Trick der Welt sein, den meisten im Heer gefällt er über die Maßen. Sie springen begeistert auf. Laute Spottrufe über die geprellten Olaf und und Randolph sind zu hören. Die blutige List des verschlagenen Thors Hammer trifft ihren Geschmack. Denn immer mußten sie sich als zahlenmäßig geringe Macht unter großen Völkern auch durch unerhörten Reichtum an abgefeimten Listen Beachtung schaffen.

Hakon bildet keine Ausnahme. Er hält sich den Leib vor Lachen und führt eigenhändig den herrlichen Hengst seinem Unterführer zu. »Thors Hammer, er gehört dir - wenn du ihn reiten kannst!«

Ein brausendes Gelächter steigt zum Himmel. Wie sollte Thors Hammer das Roß nicht reiten können, da er doch unter allen hier versammelten Wikingern der beste Reiter ist!

Randolf steht noch wie versteinert. Nun dämmert es ihm, warum diese Wikinger bei seinem Volk so verhaßt und gefürchtet sind. Sie haben keinerlei Sinn für ehrliches Ritterspiel. Schwindel und Betrug gelten bei ihnen nicht als ehrenrührig, sondern als Nachweis überlegener Klugheit. Und sie haben zu keinem Zeitpunkt Achtung vor dem Leben anderer, sei es Mensch, sei es Tier.

Sicherlich denkt nicht jeder Wikinger so. Aber die Männer, die in diesem Heer das Kommando haben, verkörpern die wilden, schlimmsten Eigenschaften. Und die Masse der anderen folgt ihnen blindlings nach.

Indessen macht sich Thors Hammer daran, den Hengst zu besteigen. Er will es sich nicht nehmen lassen, im Sattel des stolzen Renners gefeiert zu werden. Dabei begeht er den ersten Fehler.

Er steigt von rechts auf.

Nun ist Samum heute besonders friedfertig gestimmt. Bevor er zum Strand kam, hat er tagelang auf saftigen Wiesen geweidet. Das hat ihn sanftmütig gemacht. Aber was Thors Hammer da tut, behagt ihm trotzdem nicht. Wer ihn reiten will, soll gefälligst von links aufsitzen, wie er es gewöhnt ist.

Also bockt er ganz gehörig.

Doch Thors Hammer ist auf der Hut. Mit seinen überstarken Oberschenkeln preßt er auf Samums Rumpf. Brutal reißt er an den Zügeln. So gewinnt er die Herrschaft über das unruhige Tier.

Nun hat er seinen Willen durchgesetzt. Samum wird fromm wie ein Lamm. Und um den Triumph so recht auszukosten, läßt der stämmige Reiter mit einer Hand den Zügel los und grüßt huldvoll nach allen Seiten. Die Zuschauer feiern ihn fröhlich.

Da beugt sich Randolph vor. Scharf und schneidend ruft er: »Scheitan!« Das arabische Wort, das noch kein Wikinger hörte. Es heißt Teufel - und Samum ist darauf abgerichtet.

Und es ist, als sei der Teufel in den Araber gefahren. Der Hengst steigt unvermittelt steil in die Luft, kommt herunter, wirft die Hinterbeine hoch, dreht sich, buckelt und springt dann mit allen Vieren gleichzeitig hoch.

Wie eine Puppe schleudert er den übermütigen Wikinger umher. Was nützen ihm jetzt noch Stärke des Arms und der Schenkel! In dem Rappschimmel wüten die Furien, und er ist so stark wie zwanzig Männer!

Plötzlich rast Samum los - auf eine Gruppe von Männern zu, die erschrocken beiseite springen. Hinter ihnen ragt der Vorderstevan der Freya auf.

Angst und bange wird es Thors Hammer nun im Sattel. Die Steigbügel hat er schon verloren. Wild schwingen seine Beine, ohne Halt zu finden, an den Seiten des Rumpfes. Und er ahnt, was das Tier vorhat: es will ihn an den Schiffsrumpf quetschen.

Niemand wird es je erfahren, ob der Araber den Reiter abwarf oder ob der sich freiwillig fallen ließ. Genug, Thors Hammer liegt im Sande, keine zehn Klafter von der steilaufragenden Schiffswand entfernt.

Und Hakon hält sich die Seiten und lacht und lacht. Nicht mehr Held des Tages ist Thors Hammer, sondern der Gefoppte.

Mit zitternden Flanken steht der Hengst im Schatten der Freya, wirft den Kopf in den Nacken und wiehert ängstlich. Vorsichtig

nähert sich Randolph dem mißtrauischen Tier. Es weicht langsam vor ihm zurück. In beruhigendem Ton spricht Randolph auf den Hengst ein. Und nach einer spannungsreichen Weile läßt der sich von ihm am Zügel nehmen.

Erkennt Samum seinen Herrn? Am Aussehen vielleicht oder an der Stimme? Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Erst als Randolph im Sattel sitzt, wird Samum ganz ruhig. Der feste Zugriff der Oberschenkelmuskeln, ebenso weit entfernt vom brutalen Zusammenpressen wie von lässiger Schloffheit, vermittelt dem Pferd das Vertrauen in den Reiter, das es braucht, um ihm nachzugeben. Jetzt weiß es, wer sein wahrer Herr ist.

Einmal läßt Randolph den Araber in weitem Kreis um das Schiff galoppieren, daß den glotzenden Wikingern der Sand um die Köpfe fliegt. Dann lehnt sich der blonde Reiter über den Hals des Pferdes und flüstert ihm das Zauberwort ins Ohr: »Samum!«

Da streckt sich Samum. Sein Körper scheint in die Länge zu wachsen. Noch schlanker wirkt er jetzt, noch edler, und seine Geschwindigkeit verdoppelt sich. Landeinwärts lenkt Randolph das aus vollen Kräften willig rennende Tier. Mit offenen Mündern starren die Nordmänner dem davonfliegenden Paar nach.

Kleiner und kleiner wird es am flachen Horizont. Wenig mehr als ein Punkt bewegt sich tanzend auf den Küstenwald zu und verschwindet schließlich im Grün der Bäume. Betroffenheit herrscht im Lager.

*

Zehn Meilen landeinwärts lag der seit langem vereinbarte Treffpunkt. Sie lagerten in einem ehemaligen Waldarbeiterhaus, dessen Bewohner fortgezogen waren. Alter und Verfall konnten den dicken Bohlen der Wände bisher noch nichts anhaben. Aber das Dach war zerbrochen, an vielen Stellen herabgefallen, und freundlich schaute der Halbmond von oben herein.

Der Knappe Louis legte ein paar trockene Äste auf das prasselnde

Feuer, das sie in der Hütte unterhielten. Darüber hing ein Kessel mit Brühe und wurde gerade aufgewärmt. Louis' Kamerad Pierre schmatzte schon in der Vorfreude mit den Lippen.

Im leeren Türrahmen lehnte Volker vom Hohentwiel, der Minnesänger, und lauschte auf die geheimnisvollen Geräusche des nächtlichen Waldes. Die meisten waren dem fahrenden Ritter wohlvertraut, und er wußte sie gut zu unterscheiden.

Dann mischte sich leise seine eigene Stimme in das Konzert streunender Nachttiere - dunkel melodisch, auch in seiner Verhaltenheit von betörendem Liebreiz.

Volker sang und er dachte an Rosa von Felseck:

»Kein Feuer wärmt wie deine Liebe. Kein Stahl schneidet scharf wie dein Haß. Oh, daß es beim Küssen doch bliebe.«

Auf verborgenem Lager im duftenden Gras ...»Nie war Volker ohne Musik. Die Melodien flogen ihm zu. Lieder begleiteten ihn überallhin. Sie waren sein Trost in der Einsamkeit, jubelnde Freude im Glück und Ansporn in der Not. Er verstummte und lauschte schärfer. Ein neuer Ton drang an sein Ohr. Gedämpfter Hufschlag! Zwischen den Stämmen wurde es dunkler. Eine Wolke zog über den Mond. Volker trat einen Schritt zurück, ließ sich von Louis einen brennenden Ast reichen, ging wieder hinaus und schwenkte den Ast als Fackelzeichen. Näher kam der Hufschlag. Ein großer Schatten war plötzlich vor der Hütte. Leder knirschte. Nüstern schnaubten. Das Feuer beleuchtete des Sängers olivfarbenes Gesicht. Drei Schritte vor ihm hielt das Pferd. Ein Mann sprang herab. »Volker!«

»Roland, mein Freund!« Mit gedämpften Stimmen begrüßten sie einander. Rasch kam die Frage: »Was bringst du für Kunde von den Wikingern?«

»Viel Neues!« Doch bevor Roland berichten konnte, mußte er die Knappen begrüßen. Sie kamen herausgestürmt, schüttelten ihm überschwenglich die Hände und freuten sich, Samum wiederzusehen. Viele Fragen drängten sich ihnen auf die Lippen.

Man überließ den Araber sich selbst und ging in die Hütte. Einen dampfenden Becher aromatischer Hühnerbrühe in der Hand, aus dem

er von Zeit zu Zeit einen vorsichtigen Schluck schlürfte, berichtete Ritter Roland von seinem Leben als angeblicher Ritterfeind und Königshasser im Wikingerheer.

Louis murrte und schüttelte drohend die Faust, als er von den Demütigungen durch den grausamen Olaf erfuhr. Dann brach gedämpfter Jubel in der Hütte aus, als Roland schilderte, wie er Samum wiedergewann.

»Die Strolche überfielen das Dorf, als die Bewohner schliefen«, berichtete Louis seinem Ritter. »Pierre und ich waren auf dem Weg zu Ritter Volker. Manchem Einwohner wurde ein Leid angetan. Auch der Bauer, dem wir den Araber anvertraut hatten, erlitt Verletzungen. Wann, Roland, werdet Ihr das Land von diesen Ungeheuern aus dem Norden erlösen?«

Nach dieser Frage trat eine düstere Stille ein. Genau dies war ja die Aufgabe, die Roland von der Tafelrunde gestellt worden war. Aber er konnte kein Ritterheer aufbieten. Denn kurz vor der Landung der Nordmänner war unglücklicherweise König Artus wieder einmal aufgebrochen, um den Heiligen Gral zu suchen. Aber während er sich früher meist nur mit einigen Getreuen auf die Suche machte, hatten sich ihm diesmal viele der hervorragendsten Ritter, darunter die meisten der Tafelrunde, angeschlossen.

Als Wilhelmus ihn von seiner Aufgabe unterrichtete, hatte ihm Roland deshalb die Idee unterbreitet, er wolle sich in der Maske eines Landesverrätters ins Vertrauen der Wikinger einschleusen. Der alte Ritter mit dem langen weißen Bart hatte würdig genickt. Später aber zog er seinen Neffen Percy Heißblut, der sein Liebling war, ins Vertrauen. Onkel und Neffe kamen überein, daß auch Percy sein Glück bei den Eroberern suchen und nach Möglichkeit Roland Erfolg und Ruhm stehlen solle.

Roland hatte Percy nicht einmal erkannt. Denn bisher kannte er dessen Gesicht fast nur hinter dem Visier halb oder ganz verdeckt. Zudem hatte sich Percy, als er sich in den angeblichen Philipp verwandelte, auch seinen charakteristischen Kinnbart abgeschnitten.

»Die Lage im Lande hat sich nicht zum Besseren gewendet«,

erklärte Volker. »Ich suchte in der Zwischenzeit fast alle Ritter auf, die für einen Kampf in Frage kommen. Aber bis auf Dankwart zögern sie. Die Leiden des Volkes berühren sie kaum. Lieber halten sie sich hinter den starken Mauern ihrer Burgen verborgen. Nicht einmal Georg, dem die Eindringlinge doch die Braut Helga raubten und den künftigen Schwiegervater Egbert töteten, zeigte sich meinen Überredungskünsten zugänglich.«

»Dieses Pack!« rief Louis erzürnt.

»Indessen planen die Wikinger den Sturm auf Schloß Camelot«, brach es in bitterem Ton aus Roland hervor.

»Und zwischen ihnen und dem schwachbesetzten Schloß gibt es keine Macht, die ihnen Einhalt geböte!« stellte Volker fest. »Nur ein halbes Dutzend Ritter mit ihrem Gefolge haben mir für den Notfall halbherzig ihr Einverständnis gegeben. Doch ich müßte ihnen zuerst einen Weg zeigen, wie die Übermacht der Feinde auszugleichen wäre. Opfern will sich keiner!«

Roland nickte verständnisvoll. Er sah die Lage in dunklen Farben vor sich. Verzweifelt suchte er nach einer brauchbaren Idee. Manche Idee war ihm schon in den letzten ereignisreichen Tagen durch den Kopf gegangen - und wieder verworfen worden.

Plötzlich begann sich in ihm ein Plan zu formen. Er sah fast körperlich vor sich, was geschehen mußte. Doch es war ein tollkühner, höchst gefährlicher Plan. Und zum Scheitern verurteilt, wenn die Nordmänner gegen ihn Verdacht schöpfen sollten.

Nur das nicht!

Doch sein Plan faszinierte ihn und erfüllte ihn mit Hochstimmung. Zögern war vom Übel. Wenn er Schloß Camelot retten wollte, durfte er die ungeduldigen Nordmänner nicht länger hinhalten. Sonst zogen sie auf eigene Faust los. Kein Gegner würde sie hindern. Und es würden sich unterwegs stets genügend Verängstigte oder Gierige finden, die ihnen den Weg wiesen.

Leise erörterte er Volker die Grundzüge des waghalsigen Plans.

Und in Rede und Gegenrede der beiden erstand in den folgenden anderthalb Stunden das gewagte Gebäude der geplanten Aktion!

Als sich die beiden Freunde trennten, waren sie sich in allen Punkten einig. Die Aufgaben waren genau verteilt, Orte und Termine festgelegt.

Dann trat Roland ins silberfarbene Mondlicht. Samum, der sich kaum von der Hütte entfernt hatte, drängte den schönen Kopf schmeichelnd an die Schulter seines Herrn. Pierre hielt unwillkürlich den Atem an. Es war ein zauberschönes Bild. Ein ritterlicher Anblick, der seltsam ins Gemüt wirkte.

Und doch - warum krampfte sich sein Herz schmerzhaft zusammen?

Ihn bedrängte geheime Furcht, den Ritter und sein Roß vielleicht zum letzten Mal lebend zu sehen.

*

Am nächsten Morgen empfing Hakon den ins Lager reitenden Roland nicht eben in bester Stimmung. »Wo hast du die Nacht verbracht, Randolf?« fragte er.

Ein listiger, lüsterner Ausdruck schlich sich in des Wikingerführers Gesicht. »Nein, antworte mir nicht! Ich ahne es schon. Ich sehe es deinen blitzenden Augen an. Du warst mit einer willigen Tochter des Landes im Heu! Wie war sie? Jung und der Liebe zugetan? Böser Randolf! Hatte sie denn keine junge Freundin, der es ebenfalls heiß unter den Röcken wird, wenn sie einem Mannsbild begegnet? Warum weihtest du mich nicht ein und nahmst mich mit? Allmählich werde ich Ilsetrauts überdrüssig. Immer schon reizte mich das Neue, das Unbekannte - ob bei der Seefahrt oder den Frauen!«

»Du irrst auf der ganzen Linie, Hakon!« widersprach Roland. Er sah die unwirsche Überraschung im Gesicht des Heerführers, der Widerspruch nicht zu dulden pflegte. Aber Roland fuhr unbeirrt und furchtlos fort: »Als ich von dir bei den Wikingern aufgenommen wurde, legte ich ein heimliches Gelübde ab. Gestatte, daß ich es dir jetzt offenbare: Nicht eher will ich mich zu einem jungen frischen Weibe ins Heu legen, als bis der Feind vernichtet ist!«

Roland atmete tief aus. Welch eine Erleichterung für den an Offenheit gewöhnten Helden, nach so langer Zeit erzwungener Verstellung Hakon die Wahrheit ins Gesicht zu schleudern! Der allerdings argwöhnte nicht, daß er selber der Feind sei, den es zu vernichten galt. Er meinte natürlich, Roland habe König Artus gemeint.

Und so lächelte er wohlwollend. »Wo also warst du, mein Freund?«

»Ich ritt die halbe Nacht landein auf Camelot zu. Über eine Hügelkette gelangt man nach Stunden in ein breites Tal. Dort sah ich - stell es dir vor - eine Streitmacht von 1000 Rittern lagern. Im Mondlicht schimmerten ihre Rüstungen wie ein silbernes Meer.«

Wenn er geglaubt hatte, mit dieser Erfindung Eindruck auf Hakon zu machen, so sah er sich getäuscht. »Was sind 1000 Ritter!« hohnlachte der. »Wir sind 1000 Wikinger, und der kleinste Wikinger bezwingt, wie jedermann weiß, den längsten Franken!«

Einen Augenblick war Roland wie vor den Kopf geschlagen. Jetzt spielte ihm bei seinem fein eingefädelten Plan auch noch die mangelnde Rechenkunst der Nordmänner einen Streich! Er beschloß, den Stier bei den Hörnern zu packen. »Wie weit kannst du zählen, Hakon?« fragte er.

»Sehr weit«, antwortete der stolz. »Weiter als die meisten Krieger. Auch deshalb bin ich ihr Anführer. So viele Finger einer an beiden Händen hat, so weit zählt Hakon!« Also bis zehn - immerhin weiter als Olaf.

»Stell dir vor, ein Finger seien 1000 Wikinger - so wisse, daß es der Ritter, die dort euch erwarten, so viele sind wie die Finger beider Hände.«

»Ach, das schreckt mich nicht«, entgegnete Hakon. »Ich allein nehme es mit zehn Rittern auf und erledige sie alle.«

»Gut. Ich glaube es. Und auch Thors Hammer erledigt deren zehn.«

Sofort regte sich Eifersucht beim Heerführer. »Thors Hammer? Nein, zum Teufel! Der schafft höchstens acht. Und Olaf vielleicht

sechs.«

»Siehst du?« triumphierte Roland. »Andere Krieger mögen nur fünf, vier oder drei Rittern gewachsen sein. Schwächlinge wie Einauge etwa bewältigen höchstens zwei Gegner.«

Das machte Hakon nachdenklich. »Da magst du allerdings recht haben.«

»Träfen wir also mit diesem Ritterheer zusammen, so lägen wir binnen einer Stunde allesamt erschlagen.«

Endlich war Hakon überzeugt, und seine Miene verdunkelte sich. »Du bringst schlechte Nachrichten, Randolph! Weißt du, was in meiner Heimat dem Übermittler schlimmer Nachrichten widerfährt?«

Roland zuckte nicht mit der Wimper. »Wahrscheinlich hängt ihr ihn am höchsten Mast eurer stolzen Schiffe auf.«

»Und du fürchtest nicht, daß dir gleiches widerfährt?«

»Nein. Denn ich bin kein Unglücksbote, sondern ich sage dir, Hakon: Gib Befehl zum Aufbruch, und in zwei Wochen spätestens ist Schloß Camelot in unseren Händen!«

Hakon schüttelte verständnislos den Kopf. »Wie das? Das Ritterheer, von dem du sprachst...«

»Ich habe einen glänzenden Plan entworfen, der das Ritterheer an der Nase herumführen und uns den Sieg bringen wird. Bemannt die stolzen Schiffe! Setzt die Segel! Steuert gen Westen! Am dritten Tag werden wir die Mündung eines großen Stroms erreichen, der von den Einwohnern Rhein genannt wird. In ihn lenken wir unsere Schiffe, denn stromauf liegt Camelot herrlich am Ufer des Rheins.«

»Wir sollen mit unseren mächtigen Schiffen, den Meeresbewältigern, einen schmalen Fluß hinauf segeln?«

»Dieser Rhein, Hakon, ist an der Mündung so breit, daß du von einem Ufer das andere kaum erblickst. Auf dem ganzen Weg bis Camelot können unsere sieben stolzen Schiffe Bord an Bord nebeneinander schwimmen, und doch wird immer noch so viel Wasser zwischen ihnen sein, daß nicht einmal ich von einem zum anderen springen könnte.«

Hakon bekam leuchtende Augen. »Ist das wahr?«

»Jedes Wort! Vom Wasser aus werden wir Camelot umringen, die schwache Besatzung ausschalten - und dann, Hakon, bist du der König dieses Landes!«

»Aber das Ritterheer in jenem großen Tal, von dem du sprachst, dessen Rüstung im Mondschein wie ein silbernes Meer schimmerte?«

»Von dem droht uns keine Gefahr. Ich kenne die Gepflogenheiten der Ritter genau. Sie bewegen sich, weil das viele Eisen sie drückt, langsam. Erst werden sie noch ein paar Tage auf unseren vermeintlichen Anmarsch über Land warten. Dann werden sie gemächlich zum Meer hinziehen. Hier stoßen sie auf unser verlassenes Lager. Auch die Schiffe sind weg! Was schließen sie daraus? Daß die Wikinger vor Angst das Weite gesucht und fluchtartig in den Norden zurückgesegelt sind, aus dem sie kamen. Danach werden sie ein großes Siegesfest feiern. Ich kenne die Ritter. Sie werden den ganzen Wein der Gegend aussaufen. Haben sie nach Tagen ihren Rausch ausgeschlafen, dann gehen sie auseinander. Jeder reitet allein zu seiner Burg zurück, um dort der staunenden Ehefrau und den glotzenden Knechten weiszumachen, er habe die Wikinger das Fürchten gelehrt. Nein, Hakon, wenn du meinem Rate folgst, die Segel setzt und den Rhein stromaufwärts fährst, habt ihr von den Gepanzerten nichts zu befürchten.«

Hakon legte Roland eine gewichtige Hand auf die Schulter. Seine hellen Augen glitzerten in der Vorfreude.

Er geht mir in die Falle, dachte Roland, und das Herz klopfte ihm bis zum Hals.

»Randolf, du bist ein Genie! Ich ernenne dich zu meinem persönlichen Ratgeber! Nimm fortan keine Befehle mehr von Olaf oder anderen entgegen! Du unterstehst nur mir. Und ich unternehme nichts ohne deinen Rat. Dich haben mir die Götter geschickt.«

Und er verfiel in ungewohnte Geschäftigkeit. Mit dröhnender Stimme gab Hakon bedeutende Anweisungen. Gern hörten die Wikinger den Befehl zum Aufbruch. Jubel toste, als bekannt wurde, daß sie ihre geliebten Schiffe nicht verlassen und sich den unsicheren

Pferden anvertrauen müßten. Dieser Feldzug zu Wasser entsprach ihrem Geschmack. Ein Land von den Wellen aus erobern!

Die stolzeste Burg der Franken von den Planken ihrer Schiffe aus besetzen!

Einmal noch fragte Hakon vor der Abfahrt Roland um Rat: »Nehmen wir überhaupt Pferde mit?«

»Nur eins«, erwiderte Roland prompt. »Nur Samum. Ich brauche ihn für meine nächtlichen Ritte, denn ich werde euer Späher sein. Die anderen Pferde treibe weg! Sie machen nur Dreck an Bord und treten gefährlich mit den Hufen aus. Wenn ihnen die geraubten Pferde auch noch in die Arme laufen, werden die Ritter umso eher glauben, daß ihr nach Norden geflohen seid!«

Und alles geschah, wie Roland verkündet. Drei Stunden später stach die Flotte in See.

*

Am vierten Tag erreichten sie die Mündung des Rheins. Beim Anblick des riesigen Deltas rissen die Seefahrer Mund und Nase auf. Hakon sah mit eigenen Augen den Beweis, daß er sich felsenfest auf Rolands Worte und Dienste verlassen konnte.

Er hätte jeden in Stücke gehauen, der Roland auch nur mit einem Wort nahegetreten wäre. Und das würde bis zu dem Tage gelten, an dem er mit Rolands unersetzlicher Hilfe in den Besitz von Camelot gelangte.

Für die Zeit danach hatte der wuchtige Nordmann eigene, noch geheime Pläne. Dann würde sich bald ein Anlaß finden, sich seines Beraters zu entledigen. Und übrigens auch Philipps.

Verräter wie diese - überlegte Hakon - findet man in jedem Land und bei jedem Volk. Man benutzt sie - und zertritt sie danach wie schädliche Insekten.

Ein kluger Mann - dachte Hakon mit undurchdringlichem Gesicht - hält zu einem Verräter nur so lange, wie er ihn für seine Zwecke gebraucht. Danach macht er ihn tot.

Ja, Hakon war ein kluger Mann!
Wie klug, ahnte Roland nicht.

*

Nacht war's an Bord. Die Wikinger hatten einen schweren Tag hinter sich. Der Wind blies ihnen ins Gesicht. Segeln wurde unmöglich. Sie rafften die Leinwand und griffen zu den Rudern. Schmerzliche Arbeit war es. Die beim Ruderdienst abkömmlichen Krieger mußten zur Unterstützung an Land. An langen Leinen zogen sie und halfen so den Ruderern.

Doch sie machten weniger Fahrt als sonst und waren, als der Abend hereinbrach, alle todmüde. Mancher verzichtete gar aufs Essen, schluckte nur die übliche Branntweinration und fiel aufs Lager, wo er von einer Sekunde zur anderen in tiefen Schlaf fiel.

Nur Harald, der die Fjorda, kommandierte, war wach.

Am tiefsten aber schlief der Posten hoch oben im leicht schaukelnden Ausguck. Warum sollte er auch die Augen aufhalten? Die Nacht war so dunkel wie ein zugenähter Sack. Auch das schärfste Ritterauge hätte die ankernden Schiffe nicht erspäht.

Harald hob langsam den Arm. Im Dunkeln führte er den Holzbecher zum Munde. So trank er die dritte Branntweinration.

Aber auch das half ihm nicht. Weiterhin floh der Schlaf seine Lider.

Denn unablässig kreisten seine Gedanken um Helga. War es Liebe, war es Wollust, die ihm keine Ruhe ließ? Wenn er sich ihr bezauberndes Antlitz, ihre schwellende Gestalt vorstellte, war ihm, als sprengte ihm das sehnsuchtsvolle Herz die Brust.

Nur ihre Gegenwart machte ihm dieses verhaßte Leben als raubender Eindringling im fremden Land noch erträglich.

Doch mußte er sich eingestehen, daß er bei seinem Werben um Helga noch keinen Schritt weitergekommen war. Im Gegenteil. Von einem bestimmten Tag an hatte sich ihr Verhältnis verschlechtert. Sie mied jedes Gespräch mit ihm!

Seufzend wälzte er sich auf dem Lager hin und her.

Und ringsum lagen die Schläfer wie unbelebte Steine! Wenn sie doch wenigstens so still wie Steine gewesen wären! Aber die Nordmänner schnarchten um die Wette. Das schlafende Schiff war ein Hort der abenteuerlichsten Geräusche.

Es hielt Harald nicht mehr auf dem Büffelfell. Leise erhob er sich und stieg an Deck. Auch hier herrschte pechschwarze Finsternis.

An Deck atmete Harald tief ein. Es war kühl. Stoßweise fuhr der Wind dahin. Harald prüfte die Richtung. Der Wind hatte umgeschlagen. Jetzt kam er aus Nordwest. Morgen würden sie wieder segeln können.

Eine Hand an der Reling, tastete Harald sich vorwärts. Das Schnarchen der Schläfer war hier schon leiser. Andere Geräusche drängten sich vor. Wellen schwappten. Der Mast ächzte. Die Planken knarrten.

Und Stimmen waren in der Luft!

Die Stimme eines Mannes und einer Frau.

Harald erstarrte zu Stein. Er strengte die Augen an, bis sie zu schmerzen begannen.

Die beiden mußten irgendwo vor ihm sein. Oder hatte er sich geirrt? Spielte die Fantasie ihm einen Streich? Plötzlich war nichts mehr zu hören.

Und doch ...

Da, vor ihm ... schien ein Teil der Nacht dunkler als die Umgebung zu sein. Da stand ... ja, da stand unleugbar ein Mensch!

Und dann hörte er das Geräusch, das ihm das Herz zerriß. Es war das Geräusch, das zwei Lippenpaare erzeugen, wenn sie sich nach langer Vereinigung trennen. Das Geräusch eines Kusses!

Und wieder wisperten Stimmen. Das war keine Täuschung mehr ...

Sie sagte: »O Percy! Ich liebe dich seit langer Zeit. Diese Heirat mit Georg ... man hat mich überrumpelt! Ich bin froh, daß sie nicht zustandekam.«

Er sagte: »Wie schön du bist, Helga!«

»Du siehst mich doch gar nicht...«

»Ich seh dich auch in stockfinsterer Nacht!«

»Und du wirst mich aus den Händen dieser grausamen Nordmänner befreien?«

»Das schwöre ich dir!«

»Aber wie? Du bist von Feinden umringt ...«

Heißblütig kam die Antwort: »Ich schlich mich bei diesen Ungeheuern unter dem Vorwand ein, sie zum Schloß Camelot zu führen. Diese Dummlinge! Sie merkten nicht, wie ich sie anlog. Wie ein Kind seiner Mutter traut mir der dumme Thors Hammer. Ich bin sein geliebter Philipp. Wie ich den angenommenen Namen hasse! Nur noch wenige Tage aber ... und ich verwandle mich wieder in den Ritter ...«

»... Percy Heißblut von der Aue!«

»Ja, und als Percy werde ich die Wikinger Mann für Mann vernichten. Thors Hammer stirbt als erster! Noch weiß ich nicht, wie ich es bewerkstelligen soll, sie zu überrumpeln. Ich denke auch nicht darüber nach. Man nennt mich 'nicht Percy den Denker, sondern Percy Heißblut. Wenn die Stunde kommt, wird es mir einfallen. Gewaltige Pläne ruhen in meiner Brust! Nach der Wikingerschlacht wird König Artus mich in die Tafelrunde aufnehmen. Größere Ehre kann keinem Franken widerfahren.«

Dem heimlichen Lauscher Harald sträubten sich die Haare. In welcher Gefahr befand sich sein schlafendes Schiff. In welcher Gefahr er selber!

Noch konnte er es nicht glauben.

Da hörte er seinen Namen.

Das Mädchen flüsterte: »Wirst du auch Harald töten?«

Der Mann antwortete: »Warum nicht?« Nach einer Pause fügte er hinzu: »Oder möchtest du, daß ich ihn schone? Immerhin rettete er dich vor dem sicheren Tode.«

»Schone ihn nicht!« flüsterte das Mädchen. »Wer bat ihn, mich vor der Gewalt aufgebrachter Krieger zu retten? Ich gewiß nicht! Doch jetzt leitet er ein Recht daraus her. Er will, daß ich ihn liebe. Ihm folgen soll ich ins grausige Nordland und Nacht für Nacht sein Lager

teilen. Lieber sterbe ich!«

Da hielt Harald es nicht mehr aus. Wie ein Ungewitter brach er über die flüsternden Verschwörer herein.

»Auf!« schrie er, und die Wikinger erhoben sich von ihren Lagern. »Auf! Und nehmt sie gefangen!«

*

Nachdem Hakon erfahren hatte, wer Percy in Wirklichkeit war und was er plante, war dessen Leben keine Pfeilspitze mehr wert. Er verurteilte ihn dazu, an der höchsten Mastspitze der *Fjorda* aufgehängt zu werden.

Harald war betroffen. Das hatte er nicht gewollt. Konnte man den Verräter nicht einfach laufen lassen? Sowie er von Bord war, hatte er ja keine Möglichkeit mehr, ihnen zu schaden. Aber von diesem mäßigen Vorschlag wollte der grausame Hakon nichts wissen. Er warf Harald Weichheit vor und bedachte ihn mit mißtrauischen Blicken.

Dann berief Hakon seinen Berater Roland zu sich.

»Heute will ich dir eine besondere Gnade antun, Randolph«, sagte er in feierlichem Ton, »und dir zeigen, wie sehr ich dich schätze. Du darfst eigenhändig den Spion aufhängen!«

Helga hatte einen Schreikampf bekommen. Ihre Mutter ging zu ihr, nahm sie in die Arme und beruhigte sie allmählich.

Einen letzten Versuch, Zeit zu gewinnen, unternahm Harald. »Wir können einen Mann nicht hängen, dieweil er einen leeren Magen hat und hungert«, sagte er laut. »Laßt ihn erst zu einem Frühstück kommen!«

Und wieder maß ihn Hakon mit einem merkwürdigen Blick.

Da drängte Roland zu dem an den Händen gefesselten Percy. »Frühstück! Nichts da! Das wäre ja zum Lachen! Aber bevor ich ihn den Mast hinaufziehe, überlaßt mir den richtigen Spion für eine halbe Stunde!« Er packte ihn am Genick und stieß ihn brutal den Niedergang hinunter. »Ich werde schon aus ihm herausholen, wie er

uns in die Falle locken wollte und ob er vielleicht irgendwo Helfershelfer hat - und wenn ich ihn windelweich prügeln muß!«

Hakons Augen leuchteten unter dem roten Haar auf. »Gut so, Randolf! Du bist aus dem rechten Holz geschnitzt! Nimm dir den Schurken vor! Niemand soll dich dabei stören.«

Während Percy mit Stößen und Puffen von Roland in den Bauch der *Fjorda* befördert wurde, wandten sich die meisten Wikinger einer neuen reizvollen Abwechslung zu.

Ein Wahrsager war an Bord des Schiffes *Frona* gekommen ...

*

Im Halbdunkel des Schiffsbauchs murmelte Percy bitter: »Ich sagte dir ein neues Zusammentreffen voraus, Roland: auf fahnumflattertem Turnierfeld, auf bleicher Heide oder im dunklen Tann. Nun ist es anders gekommen, als ich es erhofft hatte. Aber ich beneide dich nicht. Denn du bist wirklich, was ich dem Feinde nur vorspielte: ein Verräter. Dein eigenes Volk, dein Land verrätst du an die Nordmänner. Deshalb triumphiere nicht über mein schmähhches Ende! Ich möchte nicht mit dir tauschen. Dein Sieg ist der erbärmliche Sieg eines Feiglings!«

»Schweig, Percy!« entgegnete Roland ernst. »Ich nehme dir deinen Zorn nicht übel, aber die Zeit drängt. Bis heute hatte ich dich nicht erkannt. Dein bartloses Gesicht täuschte mich. Sonst hätte ich dich lange schon in meine heimlichen Pläne eingeweiht. So hör es denn jetzt: auch ich ging wie du zu den Wikingern, um sie in den Untergang zu führen und Schloß Camelot vor ihrer Wut zu retten!«

Percy horchte auf. »Du? Aber du bist doch Hakons Schoßkind ...«

»So wie du das von Thors Hammer warst. Ich schmeichelte mich beim Anführer ein, um ihn desto sicherer zu vernichten. Nun aber hast du alles zunichte gemacht.«

»Es tut mir leid. Aber Helgas Schönheit berauschte mein heißes Herz. Ich vergaß alle Vorsicht...«

»Ja, nicht umsonst nennt man dich Heißblut. Doch genug des

Wortwechsels. Jetzt, Percy, schrei! Schrei so laut und verzweifelt du kannst!«

»Bist du wahnsinnig? Was sollte das nützen?«

»Die Wikinger sollen meinen, daß ich dich schrecklich schlage, um Geheimnisse von dir zu erpressen.«

»Aber wozu? Gehängt werde ich sowieso.«

»Nicht von mir!«

»Wie? Du willst dich weigern?«

»Eher gäbe ich mir selbst den Tod, als daß ich einen Landsmann, Bundesgenossen und untadligen Ritter auf Befehl des gemeinsamen Feindes ins Jenseits befördere!«

»Roland, das nenne ich edel gedacht und gehandelt.«

»Sag nicht Roland! Nenne mich weiterhin Randolph! Vielleicht finden wir noch einen Ausweg. Jetzt aber schreie!«

Percy verzog die Lippen zu einem bitteren Lächeln. Und dann schrie er. Schrie so laut und erbärmlich, als werde er gräßlich gefoltert. Roland kreuzte die Arme über der Brust und verfolgte seine Anstrengungen mit Wohlgefallen. Dazwischen brüllte er schneidend: »Nimm das! Und das! Und das!«

Die beiden Ritter steigerten ihr theatralisches Spiel. Jeder an Deck mußte glauben, Roland mißhandle den erwischten Spion aufs Schlimmste. Wenn die Lage nicht so bitter ernst gewesen wäre, hätten sich die beiden über das Spektakel, das sie vollführten, sicherlich vor Lachen ausgeschüttelt.

Und in all der Zeit überlegte Roland, wie er es anstellen könne, Percy zu retten.

Als der andere schon anfang, heiser zu werden, gebot ihm Roland mit einer Handbewegung Schweigen und trat dicht an ihn heran.

»Was ist?« wollte Percy wissen.

Da schlug Roland zu. Percy war auf nichts derartiges gefaßt und sah den gewaltigen Schlag nicht kommen. Aber da er an den Händen gefesselt war, hätte er Rolands Faust ohnehin nicht abwehren können.

Auf Burg Tronde hatte Roland ein paar Unterrichtsstunden im

Faustkampf bei seinem darin sehr erfahrenen Knappen Louis genommen. Bald erkannte er, worauf es beim Boxen ankommt.

Den Gegner über seine Absichten täuschen. Überraschend angreifen. Nicht nur die Kraft des Armes, sondern die des ganzen Körpers in den Schlag legen.

Er hätte seine Erfahrungen lieber an jedem anderen als an dem armen Percy ausprobiert. Es paßte ihm gar nicht, was er jetzt tat. Aber ihm blieb keine Wahl.

Wohl oder übel stoppte Percy die Faust mit seinem Kinn. Seine Augen weiteten sich, als staune er über ein Wunder. Dann schien sich eine undurchlässige Schicht über sie zu legen. Im selben Augenblick rutschten ihm die Beine unterm Rumpf weg.

Ja, Roland hatte gut getroffen. Jetzt fing er den Bewußtlosen auf, bevor der niederstürzte.

Den schlaffen Körper legte er sich behutsam über die Schultern und stieg mit ihm an Deck.

Hakon sah ihm erwartungsvoll entgegen. »Hat er Geheimnisse ausgeplaudert, der Spion?«

»Er war nahe daran«, erklärte Roland. »Aber er ist ein unglaublich harter Bursche. Ich mußte eine Menge Überredungskünste aufwenden.« Roland bückte sich und legte Percy sorgsam auf den Planken ab. »Doch als es endlich soweit war und Percy den Mund öffnete, um zu plaudern, wurde er plötzlich schwach und verlor sogleich das Bewußtsein. »Einen Bewußtlosen können wir nicht gut aufhängen. Warten wir also ab, bis er wieder aufwacht. Dann befragst du ihn noch einmal!«

Roland ließ sich nicht anmerken, wie erleichtert er war.

In der Zwischenzeit hatten sich viele Wikinger auf die *Frona* begeben, die dem Ufer am nächsten vor Anker lag. Dort scharten sie sich gespannt um den Wahrsager. Jeder wollte der erste sein, der sein ferneres Schicksal erfuhr. Sie stießen und drängelten einander weg, um an den Wahrsager heranzukommen und ihm ihre Handflächen mit den von Schwielen umgebenen Lebens- und Venuslinien unter die Augen zu strecken.

»Er liest alles aus den Händen«, berichtete Hakon aufgeregt. »Die Krieger sind sehr mit ihm zufrieden. Er scheint wirklich kein Anfänger in der schwierigen Handlesekunst zu sein, sondern ein wahrer Könner. Ich hörte viele Jubelrufe meiner Krieger. Auch ich gebe mich jetzt zu ihm, um zu erfahren, welche Ruhmestaten ich noch vollbringen werde.«

Harald fühlte plötzlich eine starke Zuneigung zu Percy, der wie ein lebloses Bündel, gefesselt und ohne Bewußtsein, an Deck lag. Und wie hatte er ihn noch vor einer Stunde gehaßt! Sie liebten dasselbe Mädchen. Das wohl bewirkte dieses Wechselbad der Gefühle.

Unwillkürlich machte Harald einen Schritt auf den gehaßten, bewunderten Rivalen zu. Dabei sagte er: »Er ist besinnungslos und kann nicht entfliehen. Man sollte ihm jetzt die Fesseln abnehmen!«

Hakon, der auf dem Wege zur *Frona* war, blieb abrupt stehen, drehte sich um und sagte scharf wie ein Peitschenhieb: »Untersteh dich! Wer das wagt, den lasse ich dreimal kielholen! Dieser Mann ist des Todes, und er wird hängen, bevor die Sonne ihren höchsten Stand erreicht - so wahr ich Hakon Scharfaxt heiße!«

Schon die bloße Ankündigung der entwürdigenden Strafe des Kielholens verwandelte Haralds Stimmung. Ihm wurde flau im Magen. Seine Knie waren weich. Ihn ekelte es vor seinem Anführer. Die Wikinger, unter denen er fröhlich aufgewachsen war, mit denen er unbekümmert gesegelt war, an deren Seite er - ein Herz und eine Seele - gekämpft hatte, waren ihm fremd geworden. Am liebsten hätte er sich von diesem Volk gelöst.

Aber gleichzeitig wußte er, daß dies unmöglich war.

*

Der Wahrsager saß auf einer Kabelrolle. Er trug einen grauen Kittel und schien alt und gebrechlich. Der gesenkte Kopf zeigte unter dem grauen Barrett weißes Haar, das in seltsamem Gegensatz zu den pechschwarzen Augenbrauen stand. Er sprach kein lautes Wort. Er flüsterte nur. Seine Bewegungen waren die eines Greises, aber

gemessen und würdevoll. Das alles machte einen starken Eindruck auf die abergläubischen Seefahrer.

Von jedem, dem er die Zukunft weissagte, nahm er einen Vierteldukaten. Der abgegriffene graue Beutel neben ihm füllte sich allmählich.

Auch seine Zukunftsvoraussagen wurden geflüstert. So hörte sie nur der Mann, den sie betrafen. Immer schloß er mit einer Mahnung: »Bewahre diese Prophezeiung in deinem Herzen! Denke oft an sie, aber vertraue sie keinem an! Nicht einmal dem liebsten Kameraden. Sprichst du je zu einem anderen darüber, so wird sie ungültig, und großes Unglück wird dein Los!«

Die Männer, die beim Wahrsager waren und sich nun entfernten, trugen ein Leuchten auf dem Gesicht. Manchmal wurde einer gefragt: »Was hat er dir geweissagt?«

Dann wiegte der Angesprochene bedächtig den Kopf, lächelte vielsagend und antwortete: »Mein Schicksal... und daß es keinen außer mit etwas angehe.«

»Oh«, sagte der andere. »Ein Blick auf dich zeigt, daß er dir etwas Gutes prophezeit, dich aber auch gewarnt hat, es weiterzuerzählen, weil es sonst nicht eintreffen wird.«

»Also halte ich den Mund.«

»Wie schlau von dir, Kamerad!«

Als Hakon sich dem Wahrsager näherte, traten die übrigen Wikinger ehrerbietig zurück. Der Anführer der sieben Schiffe hatte natürlich den Vortritt bei einer so wichtigen Sache.

Nur Olaf sprach ihn an. Er fragte: »Wann werden wir den Spion hängen sehen?«

»In spätestens einer Stunde!« antwortete Hakon mit seiner lauten, befehlsgeübten Stimme, »mein Wort darauf!« Alle hörten es.

Hakon ließ sich neben dem Wahrsager nieder. Mit einer Handbewegung bedeutete er den anderen, sich wegzuscheren.

Sie gehorchten ohne Murren. Bald waren Hakon und der Wahrsager allein. Der Wikinger eröffnete das Gespräch: »Von wem hast du deine Kunst gelernt?«

»Von meinem Großvater, der sie von seinem Großvater lernte, wie mein Enkel sie von mir lernen wird.«

»Und dein Vater?«

»Er konnte genausowenig in die Zukunft schauen wie mein Sohn.«

»Ich verstehe«, sagte Hakon. »Eure Kunst überspringt immer eine Generation. So nutzt sie sich nicht ab. Wieviel verlangst du?«

»Einen Vierteldukaten von jedem.«

Hakon griff an den Gürtel. »Den sollst du haben.«

Der Wahrsager hob die Hand. »Von jedem - doch nicht von dir. Du bist ein Herrscher. Ein Herrscher gibt oder nimmt, was ihm beliebt. Niemand darf von einem Herrscher etwas fordern.«

»Du gefällst mir. Hier, schau auf meine Hand! Was liest du darin?«

Der Wahrsager verfiel in Schweigen. Lange Zeit starrte er unbeweglich auf Hakons mächtige, mit rötlichen Haaren besetzte Pranke.

Schließlich wurde der Anführer ungeduldig. »Nun, was liest du aus meiner Hand?« fragte er.

»Nichts.«

»Nichts? Verfluchter Hu ...«

»Du mußt mir die Innenseite deiner Hand zeigen.«

»Ach so.« Hakon drehte die Hand um. »Warum sagst du mir das nicht gleich?«

Tiefer beugte sich der Wahrsager. Mit dem Zeigefinger fuhr er im Bogen über die schwielige Männerhand. »Das ist deine Lebenslinie. Sie ist länger, als ich sie je bei irgendeinem Menschen gesehen habe.«

»Bedeutet das ein langes Leben?«

»Ein sehr langes Leben«, flüsterte der Wahrsager geheimnisvoll. »Und da sie sehr tief und breit und verästelt verläuft, wird es ein Leben voller Siege und voll Reichtum sein.« Er legte die Spitze seines Zeigefingers an eine bestimmte Stelle in Hakons Handteller. »Gerade jetzt steht dir ein großer Sieg bevor. Noch in diesem Monat wirst du ein prächtiges Schloß in deine Gewalt bringen, einen König töten und dir seine Krone aufs Haupt setzen!«

»Heilige Doppelaxt! Du vermagst wirklich in die Zukunft zu schauen! Ich habe hohe Achtung vor dir. Das ist zwei Dukaten wert.« Und wieder tastete er nach dem Gürtel.

»Halt ein! Es ist noch nicht alles. Neben der Lebenslinie verläuft eine andere, schmale Linie, folgt ihr, kreuzt sie ...« Des Wahrsagers Ton klang beunruhigt.

»Was ist mit der anderen Linie? Zögere nicht! Fürchte nichts! Sprich frei heraus! Ich will es wissen!«

»Was soll ein alter Mann wie ich fürchten? Ich habe alles hinter mir, was ich vom Leben erwarten konnte. Käme der Tod zu mir, ich würde ihn als Freund begrüßen. Aber du ... ein Mann in der schönsten Mannesblüte ...« Er brach ab und schien ehrlich erschrocken.

»Sprich weiter!«

»Die kleine Linie zeigt mir, daß dein Los auf schicksalhafte Weise mit dem eines anderen Mannes verbunden ist. Jemand, der dir nahesteht und doch feindlich gesinnt ist - äußerlich ein Verbündeter, innerlich ein Feind ...«

Hakon fuhr in die Höhe. »Du sprichst von Percy! Was ist mit ihm?«

»...an dem Tage, da er stirbt, findest unweigerlich auch du den Tod. So steht es geschrieben im Buch des Lebens.«

Namenloser Schrecken durchzuckte Hakon.

*

Die Wikinger waren in Hochstimmung. Wie feuriger Wein wirkten die Prophezeiungen des Wahrsagers auf sie. Und wie billig waren sie erkaufte! Einen Vierteldukaten gab jeder und trennte sich leichten Herzens von dem geraubten Geldstück.

Rund 100 von ihnen folgten Olaf über die Planken, die von Bord zu Bord gelegt waren, auf die *Fjorda*. Dort bemächtigten sie sich Percys, der eben aus seiner Ohnmacht erwacht war.

Sie rissen ihn hoch, befreiten ihn von den Fesseln und führten ihn

unter rohem Gelächter und obszönen Witzen zum Mast, wo sie ihn aufknüpfen wollten. Erst Roland, dann Harald versuchte sich ihnen entgegenzustellen. Sie wurden von der Menge einfach weggefegt. Niemand konnte den entfesselten Haufen stoppen.

Percy ergab sich in sein Schicksal. So hochfliegende Pläne er gehegt hatte, so gleichmütig sah er sie zugrundegehen. Mit steinernem Gesicht ertrug er alles: die Stöße, die Tritte, die Püffe und auch den Hohn. Er sah die rotentflammten Gesichter über strubbelig blonden Bärten und las in den vielen wasserhellen Augen immer das gleiche: sein Todesurteil.

In ihrem Eifer und wegen ihrer großen Anzahl behinderten die Wikinger sich gegenseitig. Das schenkte Percy noch eine kurze Lebensspanne. Aber dann stieß er doch fest mit der Nase an den baumelnden Strick, an die unheilkundende Schlinge.

Harald hatte dem Geschehen, das er nicht verhindern konnte, den Rücken gekehrt. An der jenseitigen Reling stand er und starrte trüben Blicks in das langsam strömende Wasser des Rheins.

Roland war in der Menge eingekeilt. Mit Gewalt wollte er zu Percy vordringen. Aber gegen diese Übermacht war auch er zu schwach. So wild er um sich schlug, kam er doch nicht näher an seinen Landsmann heran.

Da ertönten laute Schreie!«

»Halt, ihr dummen Büffel!« dröhnte eine wohlbekannte Stimme. »Zurück! Und laßt den Mann los! Zurück, sag ich! Bei meinem Zorn, niemand rühre den Mann an!«

Es war Hakon. So schnell ihn seine Füße trugen, rannte er über die Verbindungsplanken von der *Frona* zur *Frigga*, zur *Frondje*...

Jetzt war er auf der *Freya*.

Aber seine Schreie erreichten nur wenige Ohren. Die anderen waren zu sehr mit ihrem eigenen Tun beschäftigt, um ihn zu hören.

Der Strick senkte sich und kam auf Percys Schultern zu liegen.

Sechs Wikinger stritten sich darum, den Henker zu spielen. Es war ein makabrer Wettstreit, und die sechs gehörten wahrlich nicht zu den besten Kriegern. In der Schlacht hatten sie sich noch nie

hervorgetan. Jetzt verlangte es sie nach anrühiger feiger Tat.

Von Todesangst vorwärtsgepeitscht, erreichte Hakon die *Fjorda*.

Er erblickte Percy mit dem Strick um den Hals.

Bei diesem Bild setzte Hakons Herz aus. Ich bin verloren, dachte er. Ich muß am gleichen Tage sterben, an dem Percy stirbt. Der Wahrsager sprach es aus ...

So steht es geschrieben im Buch des Lebens...

Ihm wurde schwarz vor Augen. Der mächtige Krieger, der so viele unbarmherzige Kämpfe bestanden hatte, wankte wie ein Schwächling. Suchend griff seine Hand nach einem Halt.

Verloren, verloren ...

Kein glänzendes Schloß, keine Königskrone ...

Tränen verschleierten seinen Blick. Tränen der Angst, der Schwäche, des Versagens. *Wirklich verloren?*

Noch einmal ermannte sich Hakon. Weit riß er die Augen auf und sah dennoch nichts. Aber er schrie mit überschnappender Stimme: »Haltet ein, ihr Idioten! Hände weg von Percy! Wer ihm ein Leid antut, ist des Todes - mein Wort darauf! Hört ihr mich? Niemand taste Percy an! Niemand, sag ich! Zurück, zurück! Halt, halt, halt!!!«

Köpfe wandten sich. Maßlos erstaunte Augen starrten Hakon an.

So hatten sie ihren Anführer noch nie gesehen. Die Augen schienen ihm aus den Höhlen zu quellen. Sein Gesicht verschwand hinter einer Maske aus Angstschweiß. Die Haare flatterten ihm wirr um die Schultern. Seine Hände zuckten, als könne er ihrer nicht Herr werden. Sein Mund war weit aufgerissen, und wie ein Trommelwirbel drangen immer wieder die gleichen zwei Worte daraus hervor:

»Halt! Zurück!«

Und jetzt gehorchten sie ihm. Percy war gerettet.

*

In den folgenden Tagen kamen die sieben Schiffe gut vorwärts. Der Wind schwellte die Segel und trieb sie stromauf. Dreimal ging die

Sonne unter und wieder auf, seit Hakon von dem Wahrsager das Verhängnis seines Lebens erfahren hatte.

Seitdem wurde Percy gehegt und gepflegt. Niemand durfte ihm auch nur auf zehn Schritte nahekomen. Er erhielt das schönste Fleischstück, das beste Brot, das klarste Wasser, den süßesten Wein. Von jeder Arbeit war er befreit. Keinen Handschlag ließ man ihn tun. Jeder Wunsch wurde ihm von den Augen abgelesen. Wenn die Sonne schien, räumte man ihm den bevorzugten Platz an Deck ein. Prasselte Regen herab, bekam er Decken und Zeltplanen, Wollwesten und Handschuhe.

Des Nachts ruhte er auf drei Fellen statt auf einem wie die anderen. Und auch des Nachts mußte ihm jeder zehn Schritte vom Leibe bleiben.

Bis auf einen. Bis auf Gärderup.

Diesen einfältigen, aber hochgewachsenen, breitschultrigen und ehrgeizigen Krieger hatte Hakon dem Percy als Leibwächter zugeteilt. Weder bei Tag noch bei Nacht, weder zu Wasser noch zu Lande wich Gärderup seinem Schützling auch nur für eines Lidschlags Länge von der Seite. So lautete der Befehl.

»Gärderup«, hatte ihm Hakon unter vier Augen eingehämmert, »ich werde dich vierteilen, wenn Percy auch nur ein Härchen gekrümmt wird. Du schützt ihn gegen jegliche Gefahr, und wenn du dabei selber drauf gehst! Hast du verstanden?«

»Vollkommen.«

»Dafür gebe ich dir bei der Plünderung des Schlosses Camelot als erstem freie Hand«, versprach Hakon. Er kannte Gärderups Habgier, die normale Maßstäbe überstieg. Jetzt durfte er sicher sein, daß der einfältige Nordmann seinen Schützling wie seinen Augapfel hüten würde. Dem kam es nicht einmal in den Sinn, nach dem Grund der Maßnahme zu fragen.

Er träumte vom Plündern, von Gold, von weißer Frauenhaut, während seine scharfen Augen die Umgebung wachsam beobachteten und sein Atem Percys Nacken streifte.

Aber andere Wikinger stellten sich Fragen und sannten darüber

nach. Warum hatte sich Hakons Haltung gegenüber dem ertappten Spion so rasch und so radikal geändert?

Getuschel ohne Ende.

Manch verstohlener Blick schlich sich zum Wahrsager hinüber, der meist im Heck der *Frona* kauerte und leise, wie weltvergessen vor sich hinzusummen pflegte.

Und allmählich kamen sie der Wahrheit auf die Spur. Hakon und Percy würden am selben Tage sterben. Des einen Tod zöge des anderen Ende unweigerlich nach sich!

Der Wahrsager sang:

»Kein Feuer wärmt wie deine Liebe. Kein Stahl schneidet scharf wie dein Haß. Oh, daß es beim Küssen doch bliebe. Auf verborgenem Lager im duftenden Gras ...«

Ein rührendes kleines Liebeslied.

Aber keiner hörte die Worte. Der Mann sang viel zu leise. Doch hätte er auch so laut wie 100 Posaunen gesungen, wäre sein Wunsch nicht in Erfüllung gegangen.

Der Haß sollte die Oberhand gewinnen - und schärfer schneiden als Stahl!

*

Einauge hatte die Schmach und die Qualen des Kielholens nicht vergessen. Er war ein eigenartiger Mensch unter den Wikingern. Er war nachtragend - eine Eigenschaft, die bei den Nordmännern so selten war wie die Fähigkeit, mit größeren Zahlen umzugehen.

Tag und Nacht überlegte er, wie er sich an Hakon rächen konnte, der ihn zum Kielholen verurteilt hatte. Längst war aus Einauges Gedächtnis entschwunden, daß er sich die Strafe durch seinen Kameradendiebstahl selber eingebrockt hatte. Er sah nur Hakons Schuld an seinem Unglück.

Einauge hatte beschlossen, Hakon zu ermorden. Bisher hatte er nichts in dieser Richtung unternommen. Es war ihm klar, daß er nicht an den mächtigen Mann herankäme. Selbst wenn es ihm gelang, ihn

zu verwunden - was höchst zweifelhaft war -, würde er Sekunden später von Hakons aufgebracht Gefolgsleuten umgebracht werden.

Dieses Risiko gedachte Einauge keinesfalls einzugehen.

Umso begieriger horchte er auf die neuen Gerüchte, die Percy betrafen. Wenn man Percy umbrachte, würde Hakon sterben, ohne daß man die Hand gegen ihn, den Mächtigen, erhob. Dieser Gedanke setzte sich in seinem Hirn fest.

Stundenlang strich er um Harald. Der sonst so fröhliche Schiffskommandant trug eine griesgrämige Miene zur Schau, seitdem ihm so vieles mißlungen war.

Schließlich fiel es Harald auf. Er fragte Einauge, und sein Ton war freundlich; »Willst du etwas von mir?«

»Ja«, antwortete Einauge. Er dachte nicht daran, länger Verstecken zu spielen. Offenheit war das Gebot der Stunde. »Weißt du, daß wir beide Verbündete sind, Harald?«

Verblüfft schüttelte der Kommandant der *Fjorda* den Kopf. »Ich weiß nicht, wie du das meinst, Einauge. Aber sprich frei heraus!«

Einauge wurde immer aufgeregter. Er geriet fast ins Stottern. Daß Harald es nicht selber sah! »Das Kielholen, Harald!« stotterte Einauge. »Es verbindet uns. Ich habe es schon erlitten. Dir hat Hakon damit gedroht. Wir beide gehören zusammen - Leidensgenossen...«

Harald schüttelte den Kopf. »Ich kann mich nicht erinnern, daß du gekielholt wurdest. Und wenn, so hat es keine Bedeutung mehr. Du weißt, die Strafe stirbt mit ihrer Ausführung. Und die Drohung mit einer Strafe ist weniger als nichts. Das ist die Denkweise der Wikinger.« Es kam Harald komisch vor, daß er jetzt die Denkweise der Wikinger, die ihm doch selber fremd geworden waren, einem anderen gegenüber verteidigte. Aber nie würde er mit Einauge gemeinsame Sache machen. Der Mann gefiel ihm nicht. Er war schleimig, falsch, hektisch und - dies war das Schlimmste - nachtragend.

Doch Einauge gab noch nicht auf.

Aus einiger Entfernung beobachtete Percy müßig die beiden. Percy lag wie üblich in der Sonne, bewacht von Gärderup, und sehnte sich

nach Helga. Ein Wort von ihm hätte genügt, und man hätte sie ihm gebracht.

Wie schön wäre es, sie im Arm zu halten, ihr verliebte Worte ins Ohr zu flüstern, ihre Wangen zu streicheln, ihre straffen runden Brüste zu bewundern, die sich unter dem Kleid verlangend wölbten!

Aber Percy widerstand der Versuchung. Die Wikinger waren beim Anblick jedes Weiberocks reizbar. Alle verlangten nach Weibern! Aber mitanzusehen, wie ein anderer ein Weib im Arme hielt, während sie leer ausgingen - das konnte zu einer Katastrophe führen! Percy würde es ihnen nicht zumuten, so heiß sein Blut auch nach ihrer Gegenwart, ihrer Stimme, ihrem Körper rief.

Die beiden Männer dort drüben fesselten seinen Blick. Der eine mit dem zerklüfteten Gesicht sprach erregt auf den anderen ein. Der lauschte, machte von Zeit zu Zeit eine unwirsche oder abweisende Bewegung und schien mehr als einmal im Begriff davonzugehen.

Percy ahnte nicht, daß die beiden gerade darüber stritten, ob es ratsam sei, ihn zu ermorden!

»Aber verstehe doch!« hechelte Einauge. »Ich ermorde Percy nicht, weil er ein Spion ist und ich ihn hasse. Er ist mir völlig gleichgültig, denn die Eroberung von Schloß Camelot kann er sowieso nicht verhindern. Durch ihn will ich Hakon treffen. Der ist mein Todfeind. Der fremde Wahrsager... «

»Ich kenne die Gerüchte«, unterbrach ihn Harald. »Und nun Schluß! Ich will nichts mit dir zu schaffen haben!«

Einauges einziges Auge funkelte tückisch und mißtrauisch. »Das ist schlecht von dir, Harald. Nun ich dir mein Herz eröffnet habe, lehnt du mich ab und gehst, um mich zu verraten.«

»Fürchte nichts!« versprach Harald. »Kein Wort kommt über meine Lippen, was deinen Plan betrifft. Wozu sollte ich Percy oder Hakon warnen? Du kannst ihnen ohnehin nichts antun. Sieh Gärderup! Er schützt Percy wie ein Wachhund!«

Ihre Blicke glitten zu dem Franken, der sich sonnte, und seinem steten Begleiter.

»Versprichst du mir das, Harald?«

»Ich verspreche dir, daß ich schweigen werde.«

»Gut.« Und Einauge hastete davon. Er war tief enttäuscht. Nie hatte er vermutet, daß Harald solch ein Weichling war! Nun gut, so würde er den Mord eben allein ausführen. Haralds Versprechen durfte er vertrauen. So weich er war, pflegte er doch zu seinem Wort zu stehen.

Welch ein Unsinn, Percy sei unangreifbar, weil Gärderup ihn bewachte! Er, Einauge, würde es Harald beweisen, wie der Franke umzubringen war! Er hatte da gewisse Pläne ...

Eine Stunde später fiel aus dem Mast eine schwere Handspake mit scharfer eiserner Spitze herab. Immer turmten dort oben einzelne Männer mit Handwerkszeug umher. Die mußte einem von ihnen wohl entglitten sein.

Gärderup lag lässig neben Percy und betrachtete verliebt die scharfen Schneiden seiner Doppelaxt. Gab es noch einen an Bord, der sie zu schärfen verstand wie er?

So vertieft der Leibwächter Percys auch in seine Waffe war, er hätte jeden Annäherungsversuch eines Feindes bemerkt. Er war nicht umsonst berühmt für seine scharfen, nimmermüden Späheraugen, denen nichts entging.

Doch niemand hatte ihm gesagt, daß er auch den Luftraum über sich im Auge behalten solle. Und soviel Fantasie besaß er nicht, um von allein darauf zu kommen.

Deshalb sauste die schwere Handspake mit der eisernen Spitze voran unbemerkt genau auf Percys Kopf zu.

*

Hakon wurde allmählich ungeduldig. Alle seine Gedanken kreisten um Schloß Camelot. Wann endlich würde er sich die Krone des Königs Artus auf das rötlichblonde Haar drücken? Er rief Roland auf der *Frigga* zu sich.

»Berater«, begann er heftig. »Jetzt sind wir schon 1000 Meilen diesen verdammten Strom hinaufgeschippert. Wir fliegen fast, so

treibt uns der Rückenwind. Könnte es sein, daß wir, mit Blindheit geschlagen, in der Dämmerung an Camelot vorbeigesegelt sind, ohne es zu merken?«

»Das ist unmöglich, Hakon.«

»Nimm nicht so große Worte in den Mund, Berater!«

»Die Mastkörbe der sieben Schiffe sind ständig mit einem Ausguck besetzt. Diesen sieben wachen Augenpaaren könnte Camelot nie entgehen.«

»Lehr du mich die wachen Augenpaare meiner Ausguckposten kennen! Weißt du nicht, daß es für die meisten Matrosen keinen schöneren Schlafplatz gibt als den im Ausguck während der Wache? Dort sieht und stört sie niemand. Hörtest du noch nie einen sanften schleifenden Ton in der Luft, der dir unerklärlich war? Dann wisse, es war das selige Schnarchen unserer Posten in den Mastspitzen!«

Roland lachte herzlich. »Dennoch kann es nicht geschehen, daß wir an Schloß Camelot vorbeisegeln. Die Türme des Schlosses haben goldene Verzierungen, so daß schon auf viele Meilen vorher das Wasser des Rheins wie ein Spiegel einen goldenen Schimmer annimmt. Schließlich meint man, durch pures Gold zu fahren.«

Hakon tat einen tiefen Atemzug. »Was du sagst, Berater, erfreut mein Herz. Das Herz eines Mannes, den stets das Neue lockt. Ich sehne mich nach dem Augenblick, in dem wir durch pures Gold zu fahren glauben.«

»Du wirst ihn bald erwarten. Es ist nicht des Goldes wegen. Glaub das nicht! Ich bin bereit, alles Gold von Camelot meinen Männern zu schenken. Mich gelüstet es allein nach der Krone!«

»In Gedanken sehe ich sie schon auf deinem Haupte, Hakon! Sie steht dir prächtig!«

»Das will ich meinen! Und die Königin ... sag, ist sie schön?«

»Ihre Schönheit ist berühmt.«

»Wird sie die Meine werden, wenn ich Artus erschlagen habe?«

»Eine Königin gehört dem, der die Krone trägt.«

»Deine Worte sind Balsam für mein Ohr. Wie glücklich ist ein Mann zu preisen, der einen Berater hat wie dich, Randolph! Und nun,

ich bitt dich, leg dich zur Ruhe!«

»Jetzt, am hellen Tag? Ich spüre keine Müdigkeit.«

»Du solltest auf Vorrat schlafen. Heute nacht, wenn wir ankern, sattelst du deinen Samum und unternimmst einen Erkundungsritt. Ich will wissen, wie weit wir noch von Camelot entfernt sind. Bei Sonnenaufgang kehrst du zurück und bringst mir Nachricht.«

»Sie wird erfreulich sein«, versprach Roland.

Hakon seufzte. Er war nicht ganz überzeugt. Dann schritt er zur Reling. Dicht am Bug beugte er sich vor und starrte ins Wasser.

Er wartet auf den goldenen Schimmer, dachte Roland.

Leichtfüßig schritt der Ritter übers Deck der *Frigga*. Irgend etwas hatte sich verändert. Er spürte es bis in die Fingerspitzen. Was mochte es sein? Die Wikinger wirkten anders als sonst. Nicht alle. Aber viele ...

Und dann erkannte er es. Fast jeder zweite hatte seine Büffelhornkappe verkehrtrum aufgesetzt. Die Hörner wiesen nach hinten. Hakon würde es nicht sehen. Er schaute in den Rhein.

Das war alles äußerst befriedigend. Zum erstenmal in diesen Tagen hatte Roland das Gefühl, er könne seine übermenschliche Aufgabe vielleicht doch bewältigen.

Sein Blick traf den des alten Wahrsagers. Es mußte ihm wohl ein Staubkorn ins Auge geflogen sein, denn er blinzelte plötzlich.

*

Percy hörte ein pfeifendes Geräusch. Er nahm sich nicht die Zeit, nach der Ursache zu forschen. Das rettete ihm das Leben.

Er spürte, daß das Geräusch eine Gefahr andeutete und warf sich blitzschnell zur Seite. Er fiel auf Gärderup. Im selben Augenblick bohrte sich keinen viertel Klafter von seinem Kopf entfernt die eiserne Spitze der schweren Handspake tief in die Decksplanke.

Percy schaute nach oben. Gerade über sich sah er ein Gesicht. Nur für winzige Augenblicke. Dann verschwand das Gesicht hinter dem Großsegel.

Doch für Percy hatte es genügt, um das zerklüftete Gesicht Einauges zu erkennen.

Gärderup stöhnte. Percy erhob sich. Stumm und vorwurfsvoll deutete er auf die zitternde Handspake.

»Hat wahrscheinlich jemand fallenlassen«, sagte der Leibwächter gelassen. »Er wird sie sich schon irgendwann wiederholen.«

In diesem Augenblick begriff Percy, daß Gärderups Anwesenheit ihm gegen einen entschlossenen Mordanschlag keinerlei Schutz gewährleistete. Ihm fiel die Szene ein, die er vorhin beobachtet hatte.

Die Handspake war nicht zufällig heruntergefallen! Jemand wollte ihn umbringen! Einauge ...

Doch es hatte keinen Zweck, zu Gärderup darüber zu sprechen. Das Denken dieses Mannes war so stumpf, wie sein Auge scharf war. »Mir gefällt es hier nicht mehr«, sagte Percy. »Gehen wir woandershin!«

Gleichmütig folgte ihm Gärderup zum Heck. Als sie am hinteren, kleinen Mast vorbeikamen, flog ein Messer durch die Luft. Weder Percy noch sein Leibwächter sahen es kommen. Es war in ihrem Rücken geworfen worden.

Als die Messerspitze noch zwei Unterarm-längen von Percys Hinterkopf entfernt war, packte eine umspringende Bö die Segel und ließ das Schiff schwanken. Percy und Gärderup rutschten zur Seite und hatten Mühe, auf den Beinen zu bleiben.

Das Messer verfehlte Percy knapp und bohrte sich in das Holz des Mastes.

Gärderup drehte sich um. Hinter einer Kiste erschien der lauernde Kopf Einauges. »Ein guter Wurf!« lobte der ahnungslose Leibwächter.

»Nicht wahr?« antwortete Einauge. »Ich treffe den Mast jetzt auf 1000 Schritt!«

»Das ist echt wikingerhaft gehandelt!« lobte ihn Gärderup. »Jeder sollte sich ständig im Waffenhandwerk vervollkommen. Ich bin sicher, du wirst in der kommenden Schlacht gegen die Ritter einer unserer besten Krieger sein.«

Einauge grinste hinterhältig.

Percy unterdrückte einen Wutanfall. Dieser sogenannte Leibwächter, den ihm Hakon zugesellt hatte, war doch wirklich die Einfalt in Person! Er merkte einfach nicht, was hier für ein hinterhältiges Spiel getrieben wurde! Er bot ihn ja seinem Mörder geradezu als Zielscheibe an!

Mit einem schnellen Entschluß packte Percy das Messer am Griff und zog es aus dem Mast. »Mir kommt da ein guter Gedanke«, sagte er in gewollt leichtem Ton. »Auch ich werde mich ein wenig in der nützlichen Fähigkeit üben ...«

Doch da stand Gärderup schon neben ihm und nahm ihm das Messer wieder weg. »Tu das bloß nicht! Hakon hat streng verboten, daß du Waffen oder andere gefährliche Dinge berührst. Du könntest dich dabei verletzen!« Und er gab das Messer Einauge zurück, dessen Grinsen jetzt nahezu teuflisch wirkte.

Er sieht mich an, als sei ich schon tot, dachte Percy. Wut packte ihn. Es kostete Percy die größte Mühe, sich zu beherrschen. Und zu gleicher Zeit hatte er Angst. Noch nie hatte er sich so schutzlos gefühlt! Nicht einmal im wildesten Getümmel einer Sarazenschlacht im Morgenland. Da hatte er doch Rüstung und Waffen besessen und konnte sich wehren!

Jetzt fühlte er sich gleichsam nackt.

Er hatte keine Ahnung, warum Einauge ihn töten wollte. Er konnte sich an keinen Vorfall erinnern, bei dem er ihm Grund zum Haß gegeben hätte. Aber daß dem Kerl sein Vorhaben früher oder später gelingen würde, war ihm nur allzu klar.

Ihm blieb nur übrig zu flüchten.

Wenn es sein mußte, mit Gärderup.

Und schon formte sich ein Plan in seinem Hirn.

*

An diesem Abend ließ Hakon alle Schiffe hintereinander am Ufer ankern. Die Besatzungen gingen an Land. Bald flammte Feuer auf.

Die Wikinger kochten. Doch niemand entfernte sich aus dem Lichtkreis der Kochstellen.

»Schade«, sagte Percy zu Gärderup.

Nach einer Pause kam dessen Frage: »Was ist schade?«

»Ach, nichts von Bedeutung. Ich dachte nur an etwas Bestimmtes. Es wird dich kaum interessieren. Reden wir nicht mehr davon!«

Das weckte Gärderups Neugier erst recht. »Hast du etwa Geheimnisse vor mir, der ich dein bester Freund bin?«

»Ach, ich dachte nur gerade an einen Bauern, der keine drei Meilen von hier seinen Hof hat. Ein kleiner Bauer mit einem kleinen Hof und nur einem Knecht. Wirklich nicht interessant. Allerdings besitzt er eine Truhe voll Gold.«

Gärderups Ohren wurden lang. »Voll Gold?«

»Ja. Goldene Nadeln, goldene Ringe, goldene Ketten, goldene Münzen. Aber wozu erzähle ich das?«

»Das ist kaum zu glauben«, staunte sein Leibwächter. »Wie kommt ein Bauer an so viel Geld?«

»Gestohlen natürlich! Aber frage mich nicht nach Einzelheiten! Ich weiß nicht viel darüber. Ist ja auch gleichgültig.«

»Nein, durchaus nicht! Erzähle weiter, Percy!«

»Aber wozu denn? Natürlich könnten wir uns beide, wenn alles schläft, davonstehlen, zu dem Bauernhof wandern und dem Dieb das Gold mit Gewalt wegnehmen. Dann wären wir reich wie die Könige. Aber wir wurden es nicht schaffen.«

»Warum denn nicht?«

»Weil dieser Bauer gewalttätig ist! Wenn es um sein Gold geht, kämpft er wie ein Teufel.«

»Hohoho, du kannst mir nicht Angst machen! Ich schlage ihn mit einem Streich nieder!«

»Vorsicht, mein Freund! Mit seiner Sense teilt er gefährliche Hiebe aus! Und sein Knecht... vergiß den Knecht nicht! Der geht meisterhaft mit dem Dreschflügel um.«

»Percy, du weißt, daß ein Wikinger nie unterliegt. Diese beiden Kerle erledige ich im Handumdrehen.«

»Mag sein. Aber du allein würdest den Hof nie finden - und auch die Truhe nicht.«

»Du kommst mit mir, das ist doch klar! Du mußt sogar mit mir kommen, weil ich dein Leibwächter bin und mich nie von dir entfernen darf. Hast du das etwa vergessen?«

»Nun gut, wenn du unbedingt darauf bestehst... Aber schweig zu jedermann! Wir müssen es klug anstellen, wenn wir uns ungesehen davonschleichen wollen.«

Drei Stunden später war es soweit. Sie stapften landein. Schon nach einer halben Meile stöhnte Gärderup. Das ungewohnte Laufen machte ihm Beschwerden. Percy erbot sich, die Doppelaxt für ihn zu tragen, aber der Wikinger wehrte entrüstet ab. Eher hätte er sich von Hemd und Hose getrennt.

Nach einer weiteren Meile gelangten sie tatsächlich an einen kleinen Bauernhof, der dunkel dalag. »Ist er das?« fragte Gärderup gespannt.

Percy bejahte.

Sie schlichen näher. Alles blieb ruhig. Plötzlich konnte der goldgierige Wikinger nicht länger an sich halten. Er hob die Waffe, um die Tür einzuschlagen.

Doch mitten in der Bewegung erstarrte er. Percy, der hinter ihm stand, hielt den Griff der Doppelaxt mit eiserner Hand fest. Den anderen Arm legte er Gärderup um den Hals. Dabei schrie er aus voller Lunge.

Der Wikinger wehrte sich. Er stieß mit den Füßen. Percy erhielt schmerzhafte Tritte. Er drückte stärker zu, und Gärderup wurde die Luft knapp. Der Wikinger ächzte.

Die Tür wurde aufgerissen. Licht drang ins Freie. In der Tür stand ein alter grauhaariger Bauer, den Knüppel in der Hand. Hinter ihm hechelten zwei Hunde.

Gärderup erschlaffte. Er war ohnmächtig geworden. Percy ließ seine Kehle los und erklärte dem Bauern mit wenigen Worten, wie die Lage war. Der biedere Alte kannte Percy Heißblut vom Hörensagen und begrüßte ihn freudig.

Es war ein armer Bauer, der in seinem ganzen Leben ein Goldstück noch nicht einmal zu sehen bekommen hatte. Aber er half Percy mit wahren Feuereifer. Er übernahm den bewußtlosen Wikinger und sperrte ihn in die Rübenkammer. Dann ließ er Percy auf dessen Bitte eins seiner beiden Pferde.

Percy ritt in schräger Richtung zum Rhein, ein wenig stromaufwärts von der Ankerstelle der Wikinger. Er erreichte das Ufer und folgte dem Weg des Stroms nach Süden. Plötzlich hörte er den Hufschlag eines anderen Pferdes dicht hinter sich. Ehe er noch im Sattel herumfahren konnte, packte ihn eine kräftige Hand im Genick. Mit einem Fluch drehte er den Kopf und erkannte im Mondschein das lächelnde Gesicht Rolands.

*

Nach einer Stunde im Trab erreichten sie einen toten Arm des Rheins. Hinter Gebüsch verborgen, brannten zwei kleine Lagerfeuer.

»Artus und die Freiheit!« rief Roland.

»Artus und die Freiheit!« schallte es aus vielen Kehlen zurück.

Stunnd betrachtetete Percy die Männer, die hier die Nacht verbrachten. Dankwart begrüßte Roland als erster. »Wir sind 32 Ritter und zwanzig Knappen«, meldete er. »Mehr konnte ich nicht zusammenbringen. Es sind wenig genug gegen 300 wilde Wikinger.«

»Wir stehen also gegen eine sechsfache Übermacht«, bemerkte ein Ritter düster.

Dankwart flammte auf: »Ihr vergeßt Percy und Roland!«

»Dadurch wird die Übermacht der Wikinger kaum geringer«, beharrte der Ritter.

Andere mischten sich ein. Schon drohte ein hitziger Streit auszubrechen. Da bat Roland ums Wort. Die anderen schwiegen.

»Die Übermacht des Feindes ist nicht wegzuleugnen«, sagte er. »Unser einziger Trost ist es, daß die Wikinger sie gar nicht so richtig erfassen werden. In der Zeit, die ich notgedrungen bei ihnen

verbrachte, erfuhr ich, daß die meisten nicht weiter als bis sieben zählen können. Alles, was darüber kommt, nennen sie 1000. In ihren Augen wird es also aussehen, als kämpften 1000 Ritter gegen 1000 Wikinger!«

Einige lachten. Die Spannung löste sich.

»Und noch eins«, sagte Roland. Die Männer scharten sich dichter um ihn. Das rote Licht der Feuer beleuchtete seine aufragende Gestalt. »Ein Wahrsager war an Bord und las jedem aus der Hand. Er sagte allen Gutes voraus. Doch erfüllt es sich nur, wenn sie nicht untereinander darüber sprechen. Und - so erzählte er es der einen Hälfte der feindlichen Krieger - wenn sie auf keinen Fall am Vormittag zu den Waffen griffen. Der anderen Hälfte wiederum machte er weis, Kämpfen am Nachmittag würde unweigerlich zu Tod und Niederlage führen. Ihr könnt also sicher sein, daß - komme was da wolle - nur jeder zweite Wikinger gegen uns streiten wird. Die Nachmittagskämpfer haben sich auf Betreiben des Wahrsagers ihre Büffelhörner über dem Helm verkehrtrüm aufgesetzt, mit den Spitzen nach hinten. So könnt ihr sie leicht auseinanderhalten.«

Da brach lautes Gelächter aus. Das waren gute Nachrichten! Ihre Niedergeschlagenheit war endgültig überwunden.

Roland schwang sich aufs Pferd. Er mußte zu den Wikingern zurück. Abschiednehmend hob er die Hand. Die Ritter schlugen mit den Schwertern gegen ihre Schilder. Es klang wie ein Gelöbnis. Roland ritt davon.

Hinter ihm her scholl der Ruf: »König Artus und die Freiheit!«

Er hörte es, und das Herz wurde ihm weit.

*

Der Tag der Entscheidungsschlacht bricht an. Es scheint, als habe sich der Himmel festlich geschmückt. Die aufgehende Sonne durchbricht noch leichtes Gewölk. Dann beginnt der schönste und wärmste Herbsttag, den man sich denken kann.

An Bord der *Frigga*, die in der Mitte der Flotte ankerte, erstattet

Roland dem Anführer Bericht über den nächtlichen Erkundigungsritt. Er erzählt ihm, er habe in der Nacht Schloß Camelot gesehen, es sei ganz nahe. »Heute, Hakon, wirst du den Strom schimmern sehen! In wenigen Stunden blendet Rheingold dein Auge!«

Daraufhin gibt Hakon allen Schiffen Befehl, die Segel zu setzen.

»Tu das nicht!« sagte Roland.

»Und warum nicht?« fragt Hakon scharf. Er liebt keinen Widerspruch.

»Weil die Posten auf den Zinnen von Camelot die weißen Segel auf zwei Meilen erblicken würden. Dann wäre die Besatzung gewarnt. Schick die Männer an die Ruder! Dann werden wir ungesehen bis an die Schloßmauer herangleiten und brauchen nur noch zu stürmen.«

»Ich verstehe. »Und Hakon schreit: »Weg von den Segeln! Wir rudern!« Zu Roland sagt er mit einem Lächeln, das dem Zähnefletschen eines reißenden Tieres gleicht: »Wenn ich dich nicht als Berater hätte!« Er macht Miene, ihn zu umarmen. Aber Roland gleitet schnell von ihm weg. Er hätte eine Umarmung des barbarischen Feindes nicht ertragen.

In der Erregung der Stunde denkt Hakon an nichts anderes als an die Erstürmung von Camelot. So entgeht ihm auch, daß Percy und Gärderup fehlen. »Rudert schneller, Wikinger!« feuert er seine Männer an.

Ja, rudert nur schneller gegen die Strömung! dachte Roland, bis euch die Arme ermüden! Alles ist gut, was der tapferen kleinen Ritterschar nutzt, die auf euch lauert.

*

Zwei Stunden mögen vergangen sein. Die Sonne steht im Südosten und treibt den Ruderern den Schweiß auf die Stirn.

Da macht der Rhein eine Biegung. Eine dichtbewachsene Insel teilt den Strom. »Wohin jetzt?« fragt Hakon.

»Nach rechts!« Roland deutet auf die schmalere Durchfahrt, und

sofort nehmen die Schiffe Kurs darauf. Und die Männer ahnen nicht, daß sie in einen toten Arm des Rheins rudern ...

Doch als Hakon nach links schaut, blickt er in einen goldenen Fluß! Das macht die Sonne, die auf der Hauptrinne des Stromes liegt. Das macht der Widerschein der goldenen Herbstpracht im Laub der Uferbäume. »Wir müssen nach links!« schreit Hakon erregt.

Roland tritt ihm entgegen. »Du irrst, Hakon, der einzige Weg zum Schloß führt rechts an der Insel vorbei.«

»Aber links sehe ich das verheißene Rheingold!«

»Deine Sinne sind verwirrt, Hakon!«

Dem reißt die Geduld. »Schweig, Randolph!« Unentschieden stehen die Steuermänner der vier letzten Schiffe an ihren Pinnen. Die vorderen sind schon rechts an der Insel vorbei.

»Bringt mir den Wahrsager!« befiehlt Hakon.

Aber der Wahrsager ist verschwunden. Nur Roland hat gesehen, wie er das graue Baret und die weiße Perücke abriß, die darunter saß. Nun zeigt sich dunkellockiges, jugendliches Haar. Jetzt wirft er den grauen Kittel ab. Darunter trägt er ein Schwert! Es ist Volker vom Hohentwiel!

Mit einem Satz ist Volker beim Steuermann, stößt ihn beiseite, ergreift die Pinne und lenkt das Schiff in die rechte, die schmalere Rinne. Die übrigen Schiffe folgen.

Aufatmend laufen Volker und Roland aufeinander zu. Sie sind wie befreit. Schluß mit der Maskerade!

Und endlich begreift Hakon, daß er übertölpelt wurde. Aufgebracht schreit er: »Spione an Bord!« Er deutet mit dem Arm auf die beiden. »Nehmt sie gefangen!«

Und nun sind sie in höchster Gefahr! Wo bleiben die Freunde? Alle Fluchtwege sind versperrt. Schon erheben sich einige Ruderer, deren Büffelhörner nach vorn zeigen, von ihren Plätzen und rücken mit geschwungenen Doppeläxten gegen die Freunde vor.

Da erspäht Roland den einzig möglichen Ausweg. Vier lange Sätze, und er ist am Mast! Ein Sprung in die Höhe - schon hängt er außer Reichweite ihrer Waffen. Volker folgt ihm auf den Fersen. Mit

schnellen, sicheren Bewegungen klimmen sie empor.

Schon glauben sie sich vorläufig gerettet, da erhebt sich im Mastkorb der Ausguck und will Roland den Schädel spalten.

»Vorsicht, Roland!« schreit Volker entsetzt.

In diesem Augenblick trifft die Inselwelle das Schiff. Es schwankt, und der Mastkorb schlingert zur Seite. Die Waffe verfehlt Roland. Sofort klettert er höher, ergreift den Rand des Mastkorbs, schwingt sich hinein und stürzt sich auf den Mast.

Sie ringen miteinander. Aber Roland ist gleich im Vorteil. Mit kraftvollen Armen umschlingt er den Mann, der sich aus diesem Griff nicht mehr befreien kann. Seine Hände vereinigen sich im Rücken des anderen und zwingen ihn zu Boden. Roland kniet auf seiner Brust.

Da erschüttert ein furchtbarer Stoß die *Frigga!* In dem enger werdenden toten Arm ist sie mit der *Freya* zusammengestoßen. Die beiden Kämpfer werden umhergerollt. Jetzt liegt der Wikinger oben. Ein Messer blitzt in seiner Hand. Und ohne Zögern sticht er zu.

Schauernd sieht Volker, der sich eben in den Mastkorb schwingt, wie die Messerspitze sich Rolands Gesicht nähert. In höchster Eile wirft er sich in den Mastkorb. Aber er erkennt schon, daß er zu spät kommen wird.

Roland hat noch den rechten Arm frei. Er reißt ihn hoch und schlägt dem Mastkorb das Messer aus der Hand. Entsetzt blickt der Wikinger der davonfliegenden Waffe nach. Er will zu seiner letzten Waffe greifen, einem von den Angelsachsen erbeuteten Bogen - da packt ihn Roland an der Kehle, drückt ihn weg und ist befreit.

Der Wikinger wird durch die plötzliche Atemnot bewußtlos.

Nun stehen die beiden Freunde gemeinsam im Mastkorb und lugen nach unten. Helle Freude durchfährt sie. Denn dort, wo der tote Arm endet, ist verabredungsgemäß die Schar der 33 Ritter und zwanzig Knapen erschienen. Da gleißeln Rüstungen und Waffen in der Sonne. Fähnchen flattern im leichten Wind. Sogar zwei Trompeten führen sie mit! Hell schmettern sie zum Himmel.

Und doch ist der sorgfältig ausgeklügelte Plan fehlgeschlagen. Die

Wikinger haben Glück gehabt. Es war Hakons Starsinn - als er befahl, links an der Insel vorbeizurudern. Der Aufenthalt hat die Schiffe so verlangsamt, daß sie nicht ganz in die Falle geraten sind. Statt am Ende des toten Flußarms zu stranden, sind sie weit vorher mitten auf dem Wasser zum Halten gekommen. Bord an Bord, teilweise ineinander verkeilt, stehen sie, unerreichbar für die Ritter, 100 Klafter vom Ufer entfernt.

Sie zögern. Sie sind unschlüssig. Auch die Trompeten schweigen. Durch die Stille dringt Pferdewiehern.

Hakon gibt einen Befehl, und schon klettern mehrere Männer den Mast hinauf. Mit machtvолlem Ruf dirigiert der Anführer von Deck aus. Doch als der Vorderste zwei Klafter unter dem Mastkorb anlangt, stößt Roland mit dem stumpfen Ende der Axt des Wachtpostens zu.

Er trifft den Kletterer heftig an der Schulter. Der Mann schreit vor Schmerz laut auf und läßt im ersten Erschrecken den Mast los. Im Sturz reißt er alle, die unter ihm folgen, mit sich in die Tiefe. Fast gleichzeitig purzeln sie auf Deck. Ihr Geschrei zeigt an, daß sie sich weh getan haben.

Zwei können sich nicht mehr aufrappeln. Sie bleiben liegen. Sie haben sich das Bein gebrochen.

Hakons Gesicht ist von Wut verzerrt. »Diese Schweinehunde!« tobte er. »Legt den Mast um! Ich will sie hier unten haben!«

Mehrere Wikinger, die bisher an den Rudern saßen, eilen beflissen herbei. Aber Thors Hammer weist sie zurück. »Das erledige ich!« Der Kahlkopf mißt mit den Augen den Abstand zur Maststange, schwingt die gewaltige Doppelaxt, die größte und schwerste im ganzen Heer, die kein anderer als er heben und schwingen kann, preßt die Lippen aufeinander, holt aus und ...

»Halt ein!« ruft Roland von oben. »Ich komme!«

Verblüfft hält Thors Hammer inne. Alle glotzen in die Höhe. Da erscheint Roland außerhalb des Korbs. In den Zähnen hält er das Schwert, das Volker ihm geliehen. Also will er sich nicht kampflös ergeben!

Mit einer Gewandtheit, die auch seinen Feinden Rufe der Bewunderung entlockt, gleitet er herab und setzt mitten zwischen den drei Wikingerführern auf.

»Du wagst es?« schreit Hakon außer sich vor Wut.

»Jetzt hab ich dich!« knirscht Thors Hammer.

Und beide schwingen die Waffen. Nur Olaf Hartherz steht, die Arme über der Brust gekreuzt, schweigend dabei und mischt sich nicht ein. Roland kennt den Grund seiner Zurückhaltung. Olafs Büffelhörner sind nach hinten gerichtet, und es ist erst die zehnte Vormittagsstunde. Daß der Wahrsager ein verkappter Ritter war, hat er noch nicht durchschaut.

In den Schiffen sind sie alle aufgesprungen, um den Kampf ihrer beiden Stärksten, ihrer Anführer, gegen Roland zu verfolgen. Dessen Schwert wirkt gegen die wuchtigen Wikingerwaffen wie eine schlanke, zerbrechliche Gerte.

Thors Hammer führt den ersten Schlag.

Man sagt, Thors Hammer sei stark genug, um drei Ochsen auf einen Schlag zu fällen. Aber drei Ochsen sind auch leichter zu treffen als der behende Roland, der sogar den Königssprung schaffte.

Als die Doppelaxt niedersaust, trifft sie nicht ihn, sondern zerschneidet die Luft. Ein hurtiger Satz beförderte den Ritter mit dem Löwenherzen einige Klafter zur Seite. So führt alle Kraft von Thors Hammer nur zu dem Ergebnis, daß seine Axt krachend die Decksplanken spaltet, einen Klafter tief eindringt und darin steckenbleibt.

Vergeblich zieht und zerrt Thors Hammer an der Waffe. Die Schneiden sind so verklemmt, daß nicht einmal seine Riesenkraft ausreicht. Mit einem Wutschrei läßt Thors Hammer den Griff los und will sich mit bloßen Händen auf Roland stürzen.

Da sitzt ihm dessen Schwertspitze an der Kehle.

Totenbleich wird der Hüne. Er sieht keine Rückzugsmöglichkeit mehr. Von einer Sekunde zur anderen verwandelt sich der eisenharte Kraftmensch in ein Bündel Verzweiflung. Schlaff sind die mächtigen Muskeln.

Den Tod vor Augen, bricht Thors Hammer in die Knie und bittet den verhaßten Feind um Gnade.

Lässig sieht Roland das Schwert zurück, packt den stammelnden Mann am Wams, dreht ihn herum und stößt ihn mit einem Fußtritt unter die glotzenden Krieger. Thors Hammer stürzt aufs Gesicht und bleibt liegen. Jeder Kampfnerv ist aus dem gewaltigen Körper gewichen.

Doch da ist noch Hakon! Und der greift an. Keine Pause läßt er dem Ritter.

Hakon ist viel schlauer als Thors Hammer - und darum auch viel gefährlicher. Rasend schnell zuckt die Doppelaxt heraus. Wie ein Blitz pariert die Schwertklinge. Doch Roland muß weichen, Schritt um Schritt zieht er sich zurück, bis die Heckwand ihm Einhalt gebietet.

Da macht er einen unvermuteten Ausfall! Wie eine zischende Schlange stößt seine Klinge hervor. Im letzten Augenblick schlägt die Axtschneide sie beiseite. Jetzt dringt der Ritter vor, und Hakon zieht sich zurück.

Unter der hohen Drachenfigur des Bugs kommt es zum letzten Schlagwechsel.

Hageldicht fallen die Schläge von beiden Seiten. Nicht jeden können die Gegner vermeiden. Sie bluten aus manchen Wunden.

Roland spürt, wie seine Kräfte nachlassen.

Aus einer Stirnwunde tropft Blut. Es fließt ihm in die Augen. Er sieht nichts mehr!

Und die Doppelaxt zielt auf sein Haupt!

Instinktiv reißt Roland beide Arme in die Höhe und blockiert den tödlichen Hieb mit der Schwertklinge. Doch standhalten kann er nicht. Die Wucht ist zu stark. Sie zwingt ihn in die Knie. Schon brechen einige der gebannt zuschauenden Krieger in Siegesgeheul aus.

Doch im Sturz läßt Roland das Schwert fahren, wirft sich halb zur Seite, halb nach vorn, packt Hakon unwiderstehlich an beiden Beinen, wirbelt ihn herum und schleudert ihn mit übermenschlicher

Anstrengung weit von sich. Hakon kracht herab.

Ein Schreckensschrei aus 100 Kehlen!

Hakon fällt in die Schneide seiner eigenen Doppelaxt, die er nicht loslassen wollte, und sie verabreicht ihm die Todeswunde.

Als er sein Leben ausseufzt, stöhnt das ganze Heer auf.

Auch Ilsetraut sieht ihn sterben, aber ihr Herz bleibt kalt wie Eis.

Eine Zeitlang sind die Wikinger wie gelähmt. Sie wollen ihren Augen nicht trauen. Der Tod ihres Anführers ist ihnen wie Gift in die Adern gefahren. Und Thors Hammer? Der liegt da und winselt, im Schock befangen.

Es dauert lange, ehe sich die Führerlosen aus der Erstarrung lösen. Schließlich sammeln sich die Beherzteren. Etwa zwanzig an der Zahl, stürmen sie auf Roland zu.

Dem Vordersten fährt ein Pfeil in die Brust. Volker ist der Schütze, der angelsächsische Bogen des Ausgucks seine Waffe.

Aber ehe er den Bogen zum zweitenmal spannen kann, sind die anderen dicht vor Roland. Der hat zwar wieder das Schwert ergriffen. Doch er steht auf verlorenem Posten. Aus allen Himmelsrichtungen dringen sie auf ihn ein.

Mehr als ein Dutzend Schneiden funkeln vor seinem gehetzten Blick. Da gibt es keine Rettung mehr.

Es ist vorbei...

Plötzlich läßt ein naher durchdringender Trompetenstoß die schlagbereiten Waffen innehalten. Im Sturm entern Ritter und Knappen die *Frigga!* Sie sind naß wie die Katzen. Aber ihr Schlachtruf »König Artus und die Freiheit!« trägt sie wie auf Flügeln an Deck.

Wo kommen sie so plötzlich her?

Während die Wikinger nur Augen für den Kampf ihrer Führer mit dem löwenherzigen Roland hatten, hat sich die Ritterschar ihrer Rüstungen entledigt, sie am Strand abgelegt und ist unbemerkt, nur mit Helm und Schwert ausgerüstet, zur Frigga geschwommen.

Die Überrumpelung ist vollkommen.

Allen voran stürmt Percy.

»König Artus und die Freiheit!«

»Ergebt euch, Wikinger, wir sind unserer 1000!«

Entsetzt sehen sich die Wikinger auf ihrem Flaggschiff von Feinden umringt. Sie glauben an ein Wunder. Unbegreiflich ist es ihnen, daß Menschen eine so weite Strecke schwimmen können. Einen nach dem anderen verläßt der Mut, Nacheinander poltern die Doppeläxte auf die Planken.

Sie ergeben sich alle. Die der *Frigga*, der *Freya*, der *Frona*, der *Fjorda*, der *Frondje*, der übrigen Schiffe.

*

Drei Tage später treiben die heimwehkranken, traurigen, entmutigten Wikinger stromabwärts. Die schweren Waffen wurden ihnen abgenommen. Nur die Messer durften sie behalten.

Auf jedem Schiff führen ein Ritter und zwei Knappen das Kommando. Es ist ein leichtes Amt. Die Wikinger wollen nur weg aus diesem Land – gen Norden, heim!

An der Rheinmündung gehen Ritter und Knappen von Bord. Kein Wort wird zwischen den ehemaligen Gegnern gewechselt, keins des Trotzes und keins der Versöhnung, als die Wikinger aufs Meer hinaussegeln.

Ein Mann und eine Frau sehen ihnen von der Küste aus lange nach. Es sind Percy und Helga. Sie stehen engumschlungen. Sie schauen mit schmerzenden Augen, bis das letzte Segel am Horizont versinkt.

»Es waren furchtbare Barbaren«, seufzt Helga. »Sie haben meinen Vater getötet und meiner Mutter Gewalt angetan. Und doch ... bin ich ihnen nicht gram, sondern sehr dankbar!«

»Warum?« fragt Percy.

»Weil ich, wären sie nicht gekommen, jetzt mit dem langweiligen Georg mit den langen schmalen Füßen vermählt wäre!«

»Möchtest du den Georg wirklich nicht mehr haben?«

»Nein«, sagt sie lachend. »Jetzt habe ich ja einen anderen Kerl - einen mit schrecklich heißem Blut!«

Langsam wandern sie zu den Pferden.

»Ja«, sagt auch Percy. »Sie waren furchtbare Barbaren. Aber einer ist mir doch ans Herz gewachsen. Ich meine Harald. Er war mein Rivale - und wollte mich doch vor dem Tod bewahren!«

Ja, denkt Helga, den Wikinger Harald hätte sogar ich beinahe liebgewonnen!

Aber das sagt sie lieber nicht laut...

ENDE

Lorimer hatte vom Goldschatz des toten Räuberhauptmannes Caliban gehört. Je länger er darüber nachdachte, desto größenwahnsinniger wurde er. Lorimer wollte der reichste Mann des Landes werden. Er träumte von tollen Frauen, schönen Burgen und glänzenden Festen. Durch einen heimtückischen Mord bringt er die Reichtümer auch tatsächlich in seinen Besitz. Ritter Roland erhält den Auftrag, dem geldgierigen Lorimer einen Strich durch die Rechnung zu machen. Die rechtmäßigen Eigentümer sollen ihr Gold zurückbekommen.

Roland macht sich auf die Suche nach

Calibans Goldschatz

Liebe Ritter-Freunde,

wenn Sie das Abenteuer lieben, für Helden schwärmen und hübsche Frauen bewundern wollen, dann ist die Ritter-Roland-Reihe für Sie goldrichtig.

Besorgen Sie sich in 14 Tagen den Band 5 unserer brandneuen Abenteuer-Serie. DM 1,60